

geographische  
*revue*

Zeitschrift für Literatur und  
Diskussion

Jahrgang 2 · 2000 · Heft 1

Perspektiven

## Inhalt

Vorwort	3	Wolfgang Aschauer	55
Benno Werlen	5	Regionale Identität als empirischer Untersuchungsgegenstand – Auf- bruch in die „Normalwissenschaft“?	
Die Geographie der Globalisierung. Perspektiven der Sozialgeographie			
Stefan Krätke	21	Jörg Becker	61
Regionalforschung in regulations- theoretischer Perspektive		Bilderwelten – Weltbilder	
		Einzelrezensionen	75
Hans Joachim Kujath	31	Zeitschriftenrevue	95
Die soziale Ordnung von Wirt- schaftsregionen			

---

Herausgeber, Selbstverlag:  
Geographische Revue e.V., Flensburg  
Redaktion:  
Wolfgang Aschauer, Günther Beck,  
Jörg Becker (verantwortlich für diese  
Ausgabe), Hans-Joachim Bürkner  
Gastredaktion:  
Wilfried Heller  
Druck:  
Rhiem Druck GmbH, 46562 Voerde  
Layout und Satz:  
Günter Raabe, 37136 Waake  
Copyright:  
Geographische Revue e.V.  
ISSN: 1438-3039  
Das Einzelheft kostet 13,00 DM (incl.  
Versandkosten), das Jahresabonnement  
25,00 DM (incl. Versandkosten).

Die Geographische Revue erscheint  
zweimal im Jahr.  
Redaktions- und Bestelladresse:  
Dr. Jörg Becker, Institut für Geographie,  
Universität Potsdam, Postfach 60 15 53,  
14415 Potsdam  
Die Redaktion lädt alle Interessenten zur  
Mitarbeit ein. Für unverlangt eingesandte  
Manuskripte kann jedoch keine Gewähr  
übernommen werden.  
Rezensionsexemplare (bitte zwei Exem-  
plare) werden erbeten an:  
PD Dr. Wolfgang Aschauer, Bildungs-  
wissenschaftliche Hochschule Flensburg  
Universität, Institut für Geographie und  
ihre Didaktik, Mürwiker Str. 77,  
24943 Flensburg  
Internet: [www.geographische-revue.de](http://www.geographische-revue.de)

# Vorwort

## **Zukunftsperspektiven humangeographischer und regionalwissenschaftlicher Forschung. Zu den Beiträgen von Benno Werlen, Stefan Krätke und Hans Joachim Kujath**

Ende November 1999 fand an der Universität Potsdam anlässlich einer Festveranstaltung zum 50-jährigen Bestehen der Geographie als Hochschuldisziplin in Potsdam ein Kolloquium zum Thema „Zukunftsperspektiven humangeographischer und regionalwissenschaftlicher Forschung“ statt. Es sollten aus unterschiedlichen theoretischen Positionen heraus mögliche Entwicklungspfade unserer Disziplin aufgezeigt und diskutiert werden. Im Zusammenhang mit dieser Veranstaltung sind die drei folgenden Beiträge von Benno Werlen, Stefan Krätke und Hans Joachim Kujath entstanden. Es erscheint sinnvoll, durch die Veröffentlichung in der GEOGRAPHISCHEN REVUE sie einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen. Wünschenswert wäre eine breite Diskussion der hier vorgestellten Ansätze besonders in der neueren geographischen Regionalforschung. So könnten Debatten, die in anderen Disziplinen bereits einen großen Raum einnehmen, für die Geographie verstärkt nutzbar gemacht werden.

Gemeinsamer Ausgangspunkt der drei Aufsätze ist die Kritik an der traditionellen Geographie. Mit ihrer Fixierung auf erdräumlich lokalisierbare Phänomene sei diese nicht in der Lage, das Verhältnis von Gesellschaft und Raum angemessen zu thematisieren. Die Geographie dürfe nicht weiter bei der Beschäftigung mit Raumausstattungen, also der Beschreibung beliebiger sozialer, ökonomischer und kultureller Elemente innerhalb willkürlich regionalisierter Raumausschnitte, verharren sondern sollte die Dynamik gesellschaftlicher Handlungskontexte hinsichtlich räumlicher Aspekte in's Blickfeld nehmen – das ist ein wesentlicher Gedanke, der in den Beiträgen der Autoren eine zentrale Rolle einnimmt.

Werlen entwickelt aus einer handlungstheoretischen Perspektive seine „Geographie der alltäglichen Regionalisierungen“. Krätke legt die Grundzüge eines regulationstheoretisch begründeten Konzepts regionaler Entwicklungsforschung dar. Kujaths Aufsatz kann als ein Beitrag zu einer „Geographie der Wissensgesellschaft“ verstanden werden, wobei er sich des in der Soziologie, in der Politik- und in der Wirtschaftswissenschaft in den letzten Jahren wieder verstärkt in den Vordergrund rückenden Institutionen-Ansatzes bedient.

Werlens handlungstheoretisch begründeter Vorschlag zur Neuorientierung der Sozialgeographie rückt die alltägliche Herstellung von Raumdefinitionen und die Produktion von Raum durch die gesellschaftlichen Subjekte in den Mittelpunkt der Betrachtungen. „Alltägliche Regionalisierungen“ werden konzipiert als notwendige Bestandteile gesellschaft-

lich bestimmter Lebenswelten und als Lebensäußerung der Individuen, sich mit der Welt in Beziehung zu setzen. Der Sozialgeographie wächst unter den Bedingungen der Globalisierung die Aufgabe zu, die Neugestaltungen des Gesellschaft-Raum-Verhältnisses zu rekonstruieren und die konkreten Bedingungen „alltäglicher Regionalisierungen“ in ihren unterschiedlichen Formen zu erforschen.

Krätke knüpft insofern an die Überlegungen Werlens an, als er die Kritik an der „Container-Geographie“ der traditionellen geographischen und regionalen Forschung teilt. Räume sollen nicht länger als Behälter, sondern als Interaktionsräume aufgefaßt werden. Der Regulationsansatz bietet dazu eine vielversprechende Forschungsperspektive und das geeignete begriffliche Instrumentarium, weil er wirtschaftliche Prozesse im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Institutionen analysiert. Mit ihm lassen sich sowohl regionale und lokale Spezifika als auch die Beziehungen zwischen ökonomischen Entwicklungen auf globaler, staatlicher, regionaler und lokaler Ebene herausarbeiten. Durch seine Sensibilität gegenüber Räumen unterschiedlicher Maßstabsebenen und durch die Einbeziehung sozialer und kultureller Regulationsmechanismen in die Analyse ist dieser Ansatz der neoklassischen Ökonomie und der traditionellen Regionalökonomie überlegen.

Wie Werlen entlehnt auch Kujath seinen Raumbegriff Giddens' Strukturierungstheorie. Raum und Region werden als Ergebnis und Grundlage gesellschaftlicher Interaktionszusammenhänge interpretiert. Bei Kujath steht die Analyse der Produktion, Verteilung und Anwendung von Wissen im Vordergrund. Demgemäß gewinnt Wissen in den Produktionssystemen eine strategische Bedeutung. Wie sich diese Entwicklungen auf regionale Systeme auswirken und welche institutionellen und organisatorischen Formen die wissensbasierte Ökonomie annehmen wird, das sind Fragestellungen, mit denen sich eine institutionenorientierte Regionalforschung in Zukunft beschäftigen sollte.

Die Beiträge von Werlen, Krätke und Kujath bereichern nicht nur die Diskussion um die neue Regionalgeographie, sondern können darüber hinaus zur theoretischen Reflexion und zur Standortbestimmung der gesamten Humangeographie herangezogen werden. Sie können ebenso zu einer theoretisch gehaltvollen Empirie anregen. Damit werden Perspektiven humangeographischer und regionalwissenschaftlicher Forschung aufgezeigt, die sich zu verfolgen lohnen.

Wilfried Heller

Benno Werlen ■

# Die Geographie der Globalisierung. Perspektiven der Sozialgeographie

In Phasen der Umgestaltung treten Orientierungsprobleme auf.<sup>1</sup> Die Geographie bzw. geographisches Wissen ist nicht nur im (erd-)oberflächlichen Sinne eine zentrale Voraussetzung der angemessenen Orientierung. Geographisches Wissen ist – wie dies bereits Immanuel Kant in seiner Einschätzung unseres Faches zum Ausdruck brachte – eine fundamentale Orientierungs-Voraussetzung: „Nichts ist fähiger den gesunden Menschenverstand mehr aufzuhellen, als gerade die Geographie“ (Kant, 1802, 15). Sie „weist (...) die Stellen nach, an denen Dinge auf der Erde wirklich zu finden sind.“ (Kant 1802, 9) Damit meinte er, daß erst die Beschreibung der Erdoberfläche – und die räumliche Ordnung des Wissens – eine aufgeklärte Orientierung und eine Positionierung des erkennenden und handelnden Ichs im räumlichen Kontext ermöglicht. Geographisches Wissen bildete für ihn eine der Kernvoraussetzungen zur Etablierung der Moderne, der modernen Lebensweisen.

Es ist sicher keine Übertreibung zu behaupten, daß erst das geographische Wissen zu Immanuel Kants Zeiten eine Orientierung in der Welt ermöglichte. Das ist auch heute noch so, wenn auch die Probleme der Übersichtlichkeit andere geworden sind. Die gegenwärtigen Orientierungsprobleme hängen zu einem beachtlichen Teil mit der Neugestaltung des Gesellschaft-Raum-Verhältnisses zusammen. Worin diese Neuordnung begründet ist, welche Herausforderungen und Verantwortlichkeiten damit für die sozialwissenschaftliche Geographie verbunden sind, soll in diesem Beitrag zur Diskussion gestellt werden.

## 1 Geographie und Globalisierung

Die aktuellen Orientierungsprobleme sind zu einem beachtlichen Teil Ausdruck der Zunahme der Wahlmöglichkeiten und der darin begründeten Neugestaltung des Gesellschaft-Raum-Verhältnisses, der „Globalisierung“. Der Tiefgang dieser Neugestaltung ist in seinem Ausmaß nur mit der Industriellen Revolution vergleichbar. Schloß die Industrielle Revolution neue Formen des alltäglichen Geographie-Machens ein, ist die Globalisierung *vor allem* ein neuer Modus des alltäglichen Geographie-Machens. Dieses wird nun zum neuen Gegenstand der sozialwissenschaftlichen Analyse. Konsequenterweise erlangt die Sozialgeographie heute und in der absehbaren Zukunft höchste sozialwissenschaftliche

und lebenspraktische Relevanz. Allerdings verlangt dies eine Konzentration auf die Praktiken des alltäglichen Geographie-Machens.

Man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß das, was bisher weitgehend lediglich als ein Problem der Theoriebildung in der Sozialgeographie diskutiert wurde: die Klärung des Verhältnisses von „Gesellschaft“ und „Raum“, in jüngerer Zeit als sozialphilosophisches und gesellschaftspolitisches Problemfeld manifest geworden ist. So ist „Globalisierung“ in den letzten Jahren wohl zu *dem* Schlüsselbegriff der sozialwissenschaftlichen Sprache geworden. Dominierte in den sechziger und siebziger Jahren der Klassenbegriff bzw. soziale Ungleichheit, in den achtziger Jahren der Umweltbegriff, so ist nun „Globalisierung“ in aller Munde. Doch dieser Begriff bezieht sich nicht allein auf ökonomische und soziale Gegebenheiten. Er bezieht sich vielmehr auf die revolutionäre Veränderung des Gesellschaft-Raum-Verhältnisses, das in den letzten Jahrzehnten eine neue Dimension, eine neue Ebene erreicht hat. Er bezeichnet eine neue Ära der räumlichen Weltbezüge.

Diese neue Ära, die sich durch neue Formen der Herstellung geographischer Bedingungen und Verhältnisse auszeichnet, beruht vor allem auf dem Verschwinden der Bedeutung der Distanz als Handlungshemmnis für zahlreiche Lebenszusammenhänge. Damit ist die Eröffnung der *Möglichkeit des Handelns über Distanz* verbunden. Sie schließt eine raumzeitliche Implosion der Lebensbedingungen ein, einen raumzeitlichen „Schrumpfungsprozeß“ im Sinne von David Harvey (1989).

Dieser Schrumpfungsprozeß hat eine längere Vorgeschichte. Er ist im wesentlichen Ausdruck technischer Innovationen im Transport- und Kommunikationsbereich. Aus der Erhöhung der Transportgeschwindigkeit folgt eine Verkürzung der Zeit zur Überwindung von Distanzen. Was zuvor zeitlich wie räumlich weit entfernt lag, kann nun zeitlich in größter Nähe zu liegen kommen. In kommunikativer Hinsicht ist heute eine „Nadel-Kopf-Existenz“ erreicht.

Der raumzeitliche Schrumpfungsprozeß weist auch biographische Komponenten auf. Die Erfahrungshorizonte der Menschen, auf deren Grundlage das unmittelbar erworbene Wissen beruht, ist nicht mehr an die lokalen Verhältnisse, die lokalen Traditionen und Lebensformen gefesselt. Über die erhöhte Mobilität erwerben Menschen Kenntnis von Dingen in globaler Reichweite.

Um ein geographisches Bewußtsein zu schaffen und ein geographisches Weltbild bereitstellen zu können, das tatsächlich eine praktikable Orientierungshilfe anbieten kann, ist über die Beschreibung und Erklärung erd-oberflächlicher Erscheinungsformen hinauszugehen. Der traditionelle geographische Aufgabenbereich der Geographie behält zwar weiterhin seine Bedeutung, denn das räumliche Orientierungswissen gewinnt an Bedeutung, je mehr Menschen über Distanz miteinander in Beziehung stehen. Zum Verstehen der sozialen Implikationen der neuen räumlich-zeitlichen bzw. geographischen Lebensbedingungen ist jedoch eine Konzentration der geographischen Forschung auf jene Praktiken notwendig, welche die neuen Verhältnisse der Globalisierung schaffen. Um die Notwendigkeit der praxis- bzw. handlungszentrierten sozialgeographischen Forschungs-

perspektive zu verdeutlichen, ist ausführlicher auf das Verhältnis von Alltag und Wissenschaft einzugehen. In diesem Zusammenhang ist – insbesondere im Hinblick auf die Abstimmung der wissenschaftlichen Forschungskonzeption mit der Alltagspraxis – zuerst die Konstruktion der entsprechenden Idealtypen notwendig.

## 2 Sozialwissenschaftliche Geographie

Da die sozialwissenschaftlichen Forschungsdisziplinen ihren Forschungsgegenstand durch die Einflußnahme auf die alltägliche Praxis selbst ständig verändern, ist für sie die Abstimmung ihrer Begrifflichkeit und Methodik auf die sozial-kulturelle Wirklichkeit in besonderem Maße erforderlich. In sozialgeographischer Hinsicht ist diese Abstimmung in bezug auf die Methodologie der Erforschung des Gesellschaft-Raum-Verhältnisses notwendig. Es stellt sich insbesondere die Frage, in welchen Begriffen das Gesellschaft-Raum-Verhältnis erforscht werden sollte: in räumlichen oder in gesellschaftswissenschaftlichen Begriffen.

Es ist bemerkenswert, daß diese Frage für sehr lange Zeit von allen Fachvertretern eindeutig zugunsten der räumlichen Begrifflichkeit entschieden wurde. Die Aufgabe der Sozialgeographie wurde darin gesehen, eine Geographie des Sozialen zu betreiben, d. h. die sozialen Verhältnisse kartographisch oder in räumlichen Kategorien darzustellen. Im Zeitalter der Globalisierung ist die darin enthaltene Postulierung der Einheit von Gesellschaft und Raum in besonderem Maße fragwürdig und problematisch geworden.

Um zu verdeutlichen, worin diese Veränderungen bestehen, sollen die zwei Idealtypen „traditionelle“ und „spät-moderne“ Lebensformen und die für sie jeweils typischen Beziehungen zwischen Gesellschaftlichem und Räumlichem im nächsten Abschnitt hypothetisch skizziert werden. Mit ihnen soll verdeutlicht werden, weshalb insbesondere unter globalisierten Bedingungen ein Wechsel von der raum- zur tätigkeitszentrierten Sichtweise in besonderem Maße erforderlich ist.

Die Kernidee jeder idealtypischen Konstruktion besteht in der Darstellung eines bestimmten Sachverhalts unter einem bestimmten, wissenschaftlich oder praktisch relevanten Gesichtspunkt. Damit sollen die relevanten Merkmale (hier: räumliche und zeitliche Bedingungen des Handelns) eines Sachverhaltes (Gesellschaft-Raum-Verhältnis) modellhaft zur Darstellung gelangen. Dabei wird auf die Berücksichtigung von Ausnahmen und Abweichungen verzichtet, zugunsten der Herausarbeitung typischer Merkmale. Sie sind gedankliche Hilfsmittel einer Repräsentation der Wirklichkeit, die uns helfen sollen, im Sinne ihrer heuristischen Funktion auf bisher unerkannte Zusammenhänge ebenso wie auf Abweichungen und Weiterentwicklungen in der Alltagspraxis aufmerksam zu werden.

Entwickelte die raumzentrierte Geographie von der Regionalgeographie bis hin zum raumwissenschaftlichen Paradigma bestenfalls Raummodelle, so blieben dort die Modelle der räumlichen und zeitlichen Bedingungen des *Handelns* ungeklärt, bestenfalls auf ein „Black-Box-Konzept“ reduziert. In dieser „Black-Box“ koexistierten in aller Regel natur-/

raumdeterministische Annahmen in eigenartiger Weise mit allgemeinen Rationalitätsmaximen des Handelns im Stile des *homo oeconomicus*.

Diese mangelnde Sensibilität für die *sozial-kulturellen Bedingtheiten* der räumlichen und zeitlichen Bezüge des Handelns ermöglichte die Postulierung der universellen Vorherrschaft der räumlichen Kategorien gegenüber den sozial-kulturellen. Obwohl dies jeder sozial- und kulturwissenschaftlich sinnvollen Methodologie widerspricht, konnte die raumzentrierte Sichtweise der traditionellen Regionalgeographie längere Zeit trotz allem recht erfolgreich sein. Die mit ihr verbundenen normativen Implikationen für das Gesellschaft/Kultur-Raum-Verhältnis sind jedoch gerade in bezug auf die aktuellen Gesellschaften in besonderem Maße problematisch. Die methodologische Vorherrschaft der räumlichen Kategorien gegenüber den sozial-kulturellen fördert eine Wirklichkeitsdarstellung, nach der in einem gegebenen Raum nur eine Kultur angemessen sei. Welche Konklusionen damit im Rahmen multi-kultureller Gesellschaften favorisiert werden, tritt in nationalistischen Diskursen klar zu Tage. Weshalb diese Implikationen in bezug auf traditionsbestimmte Gesellschafts-Raum-Verhältnisse kaum problematisch sind, soll mit den beiden nun vorzustellenden idealtypischen Repräsentationen der räumlichen und zeitlichen Bedingungen des Handelns im Rahmen traditioneller und spät-moderner Lebensformen veranschaulicht werden.

### **3 Tradition, Spät-Moderne und die wissenschaftliche Geographie**

*Traditionelle Lebensformen* sind in zeitlicher Hinsicht in hohem Maße stabil und räumlich eng begrenzt. Sie sind gewissermaßen räumlich und zeitlich *verankert*. Damit weisen sie ausreichende Voraussetzungen dafür auf, daß räumliche Charakterisierungen sozialer und kultureller Verhältnisse mindestens auf den ersten Blick als möglich und sinnvoll erscheinen. Die entsprechenden sozialen Voraussetzungen der zeitlichen und räumlichen Verankerung sind im Rahmen einer idealtypischen Charakterisierung wie folgt zu umreißen.

Die *Stabilität über Zeit* bzw. die Verankerung in zeitlicher Hinsicht ist in der Dominanz der Traditionen begründet. Sie verknüpfen die Vergangenheit mit der Gegenwart und bilden die zentralen Instanzen der Orientierung sowie der Begründung und Rechtfertigung traditioneller Alltagspraxis. Nicht nur wie man die Dinge tut richtet sich somit nach der Tradition, sondern auch was man tut und tun darf ist durch sie weitgehend festgeschrieben. So setzt sie individuellen Entscheidungen einen engen Rahmen. Soziale Beziehungen sind vorwiegend durch Verwandtschafts-, Stammes- oder Standesverhältnisse geregelt. Je nach Herkunft, Alter und Geschlecht werden den einzelnen Personen klare Positionen zugewiesen.

Die *räumliche Abgegrenztheit* bzw. die Verankerung in räumlicher Hinsicht ergibt sich aus dem technischen Stand der Fortbewegungsmittel und der Kommunikation. Die Vorherrschaft des Fußmarsches und die geringe Bedeutung der Schrift führen zur

Beschränkung der kulturellen und sozialen Ausdrucksformen auf den lokalen und regionalen Maßstab. Face-to-face Interaktionen sind die dominierende Kommunikationssituation. Die Anpassung an die natürlichen Bedingungen ist im technischen Stand der Arbeitsgeräte begründet. Die Wirtschaftsformen sind entsprechend auf die natürlichen Bedingungen abgestimmt.

Tab. 1: Zeitliche und räumliche Aspekte traditioneller Lebensformen

- 1 Traditionen verknüpfen Vergangenheit und Zukunft.
- 2 Verwandtschaftsbeziehungen organisieren und stabilisieren soziale Bande in zeitlicher Hinsicht.
- 3 Herkunft, Alter und Geschlecht bestimmen soziale Positionen.
- 4 Face-to-face Situationen prägen die Kommunikation.
- 5 Geringe interregionale Kommunikation.
- 6 Das lokale Dorf bildet den vertrauten Lebenskontext.

Traditionelle Lebensformen sind räumlich und zeitlich „verankert“.

Sind im Rahmen einer Gesellschaft traditionelle Lebensformen dominant, dann sind aufgrund der „Verankerungsmechanismen“ die Bedingungen erfüllt, damit eine Beschreibung der sozial-kulturellen Verhältnisse unter der logischen Vorherrschaft räumlicher Kategorien keine allzu dramatischen Verzerrungen mit sich bringt. Es ist jedoch methodologisch und sozialontologisch von zentraler Bedeutung zu beachten, daß diese Voraussetzungen nicht natürlicher Art sind oder Ausdruck der Wirkkräfte eines Raumes an sich, sondern vollständig in den sozial-kulturellen und technischen Voraussetzungen des Handelns begründet sind. Sie sind in der Lebensform und der darin eingeschlossenen Weltsicht sowie den damit verbundenen Handlungs(un)möglichkeiten aufgehoben.

Das besondere Merkmal spät-moderner Lebensformen bildet demgegenüber nicht mehr die zeitliche und räumliche Verankerung. Spät-moderne Kultur- und Gesellschaftsbereiche sind in räumlicher und zeitlicher Hinsicht vielmehr entankert. Für spät-moderne Lebensformen sind Traditionen nicht mehr die zentralen Orientierungsinstanzen. Die sozialen Orientierungsinstanzen müssen vielmehr diskursiver Begründung und Legitimation standhalten. An die Stelle zeitlicher Stabilität tritt permanente soziale

Transformation. Die räumliche Kammerung wird durch globale Lebenszusammenhänge ersetzt.

Tab. 2: Zeitliche und räumliche Aspekte spät-moderner Lebensformen

- 1 Alltägliche Routinen erhalten die Seinsgewißheit.
- 2 Global auftretende Generationskulturen, Lebensformen und -stile.
- 3 Produktion und bewertete Leistung bestimmen soziale Positionen.
- 4 Abstrakte Systeme (wie [Plastik-]Geld, Schrift und Expertensysteme) ermöglichen mediatisierte Beziehungen über große Distanzen hinweg.
- 5 Weltweite Kommunikationssysteme.
- 6 Das globale Dorf ist der weitgehend anonyme Erfahrungskontext.

Spät-moderne Lebensformen sind räumlich und zeitlich „entankert“.

Eine Stabilität in *zeitlicher Hinsicht* ist für spät-moderne Lebensformen aufgrund des Bedeutungsverlustes der Traditionen nicht mehr typisch. Spät-moderne Praktiken sind nicht durch lokale Traditionen fixiert, sondern an global auftretenden Lebensmustern orientiert. Für individuelle Entscheidungen ist ein wesentlich größerer Rahmen abgesteckt. Soziale Beziehungen sind kaum mehr über Verwandtschaftssysteme geregelt, sondern vielmehr über wirtschaftliche Aktivitäten. Soziale Positionen werden über bewertete Leistungen erworben. Sie sind nicht strikt an das Alter und das Geschlecht gebunden.

In *räumlicher Hinsicht* sind – wie angedeutet – die engen räumlichen Kammerungen in vielerlei Hinsicht aufgehoben. Fortbewegungsmittel ermöglichen ein Höchstmaß an Mobilität. Individuelle Fortbewegungs- und weiträumige Niederlassungsfreiheit implizieren eine Durchmischung verschiedenster – ehemals lokaler – Kulturen auf engstem Raum. Diese Durchmischung ist gepaart mit globalen Kommunikationssystemen. Die sich daraus ergebenden Konsequenzen sind bisher nur schwer abschätzbar. Sie ermöglichen eine Informationsverbreitung und -lagerung, die nicht an räumliche Anwesenheit gebunden ist. Face-to-face Interaktionen sind zwar existent. Doch der größte Teil der Kommunikation ist technisch vermittelt.

Räumliche und zeitliche Dimensionen sind demgemäß von *fixen* Bedeutungen getrennt. *Sie werden in einzelnen Handlungen von den Subjekten, häufig im Rahmen*

*institutioneller Absprachen, immer wieder neu kombiniert und subjektiv mit spezifischen Bedeutungen verknüpft.* Das „Wann“ und „Wo“ sozialer Aktivitäten ist Gegenstand von Absprachen und nicht durch die lokale Tradition an feste Tätigkeitsinhalte gebunden. An die Stelle von traditionellen Fixierungen treten rationale, institutionelle Regelungen.

Die zeitlich und räumlich entankerten Lebensverhältnisse sind im wesentlichen Ausdruck der alltagsweltlichen Konsequenzen der philosophischen Aufklärung, insbesondere in technischer Hinsicht. In räumlicher und zeitlicher Hinsicht kommt dies der Entwicklung und Durchsetzung der Entankerungsmechanismen und der entsprechenden Medien gleich. Man kann davon ausgehen, daß die Industrialisierung der spezifische Ausdruck der Moderne *war* und Globalisierung spezifischer Ausdruck der Spätphase der Moderne *ist*. „Industrialisierung“ wie „Globalisierung“ sind aus der Ablösung traditioneller Lebensformen hervorgegangen. Traditionelle und spät-moderne Lebensformen sind mit radikal anderen Modi des alltäglichen Geographie-Machens verbunden. Lebensstile und Lebenspolitik sind ständig dem Wandel ausgesetzt und werden ständig neu in Frage gestellt: Das Leben spät-moderner Lebensformen erfordert ein hohes Maß an Bewußtheit und Selbststeuerung. Oder mit anderen Worten ausgedrückt: Es erfordert eine ständige Erneuerung des Wissens und ein hohes Maß an persönlicher Entscheidungsfähigkeit.

Diesem Vorrang des reflexiven Denkens und der Entscheidungsfähigkeit der Subjekte gegenüber traditionellen Satzungen ist im Rahmen geographischer Forschung methodologisch Rechnung zu tragen. Die Tatsache, daß räumliche Aspekte je nach der intentionalen Ausrichtung des Handelns jeweils unterschiedliche Bedeutungen erlangen, impliziert die methodologische Maxime der Vorherrschaft der handlungszentrierten Analysekatoren gegenüber den raumzentrierten. Daraus folgt, daß die Forschung sozialwissenschaftlicher Geographie in jedem Fall praxiszentriert und nicht raumzentriert zu konzeptualisieren ist. Denn eine raumzentrierte Perspektive ist im Sinne des Idealtypus „spät-moderne Lebensform“ nicht plausibel.

Unter globalisierten Bedingungen erlangt die wissenschaftliche Geographie in diesem praxiszentrierten Sinne erneut hohe Bedeutung. Weil noch nie so viele Menschen gegenseitig voneinander abhängig waren wie heute und ständig von Entscheidungen und Ereignissen betroffen sind, die zum Teil weit von ihnen entfernt stattgefunden haben oder stattfinden, ist geographisches Wissen heute wohl wichtiger denn je. Die Welt ist zu einem globalen Dorf, zur globalen Stadt geworden. Und wie man über seinen Wohnort Bescheid wissen sollte, ist es unter den heutigen Bedingungen erforderlich, globale Zusammenhänge zu kennen.

#### **4 Allgemeine Ziele der sozialwissenschaftlichen Geographie**

Wenn die Lebensformen nicht mehr primärer Ausdruck lokaler und allgemein verbindlicher Traditionen sind, sondern der Entscheidungen der Subjekte, dann ist dem auch

forschungskonzeptionell Rechnung zu tragen. Daraus folgt, daß die Aufgabe der wissenschaftlichen Geographie nicht mehr so sehr die Erforschung der Geographie der Objekte oder die Bezugnahme auf Statistiken sozialer Merkmalseigenschaften ist, sondern vielmehr die Erforschung der von den Subjekten hergestellten Geographien. Unter globalisierten Lebensbedingungen wird demzufolge die sozialwissenschaftliche Erforschung des alltäglichen Geographie-Machens, die Erforschung der *alltäglichen* Geographien und der *alltäglichen Regionalisierungen* zur zentralen Aufgabe.

**F**reilich kann nicht vorweg entschieden werden, ob das Auseinanderfallen der sozialen Einheit in räumlicher Kammerung als problematisch einzustufen ist. Dies wird vielmehr die politische Praxis zeigen und nicht auf wissenschaftlicher Ebene entschieden werden. Die Vielfalt der räumlichen Bezüge alltäglicher Geographien in bezug auf die verschiedenen Lebensstile systematisch zu erfassen und darzustellen, ist jedoch eine der großen aktuellen Aufgaben der wissenschaftlichen Geographie. Denn sie hat die Voraussetzungen für sinnvolle politische Entscheidungen zu schaffen. Und dazu gehört zunächst die Entwicklung eines geographischen Bewußtseins, das mit den entankerten Lebensbedingungen ausreichende Übereinstimmungen aufweist.

Die wichtigste anwendungsbezogene Aufgabe der wissenschaftlichen Untersuchung alltäglicher Geographien besteht somit *erstens* in der Rekonstruktion der Problemdimensionen in den Beziehungsverhältnissen der verschiedenen Formen der Bezüge und *zweitens* darin, Vorschläge für ihre angemessene Abstimmung und/oder Integration der politischen Diskussion zu unterbreiten. Damit wird zur Regionalgeographie und ihrer methodologischen Strategie der räumlichen und zeitlichen Verankerungssuggestion sozial-kultureller Lebensbedingungen ein alternatives Aufgabenfeld eröffnet.

Bei der Entwicklung dieser Alternative ist den Konsequenzen der Moderne methodologisch durchgehend Rechnung zu tragen. Der Traum der Geographie, die Einheit von Kultur und Natur räumlich zu fassen oder gar (wieder) herzustellen, ist somit aufzugeben. Diese Einheit hat möglicherweise nie bestanden, zumindest nicht in dem Sinne, wie sie in der traditionellen Geographie aufgrund naturalisierender und materialisierender Kulturtheorien im Stile der Natur-, Geo- oder Regiodeterminismen immer wieder beschworen wurde, letztlich aber nie nachgewiesen werden konnte. Falls der Idealtypus „spät-moderne Lebensform“ eine akzeptable Annäherung an die sozialontologischen Bedingungen darstellt, dann ist wohl auch die Verabschiedung vom Traum von einer allumfassenden raumwissenschaftlichen Theorie erforderlich. Auch hier ist das rationalistische Ideal der Universaltheorie an ihre Grenze gelangt.

Ein Plädoyer für die methodologische Respektierung der Konsequenzen der Moderne heißt aber nicht, gleichzeitig auch für das unkritische Akzeptieren all ihrer Erscheinungs- und Ausprägungsformen einzustehen. Im Gegenteil. Doch soll die kritische Analyse der als problematisch eingestuften Konsequenzen überhaupt eine Chance haben, den Kernmechanismen von deren Produktion und Reproduktion auf die Spur zu kommen, dann gibt es wohl keinen anderen Weg, als sich darum zu bemühen, den Grundprinzipien der

Aufklärung methodologisch Rechnung zu tragen. Diese bestehen – wie bereits betont – im Akzeptieren einer Weltsicht, in der die erkennenden und handelnden Subjekte mit ihren mannigfaltigen Lebensformen und Wirklichkeiten den Fokus des Interesses bilden.

Das Aufgeben des universalistischen Anspruchs und die Forderung nach der Akzeptanz der Vielfalt von Lebensformen impliziert aber weder das post-modernistische „anything goes“ auf wissenschaftlicher Ebene gutzuheißen, noch dies mit der Postulierung eines kruden Individualismus als politisches Leitbild gleichzusetzen, noch die blinde Unterordnung legitimer Lebensansprüche unter die Steigerung der modernen Rationalität. Nach dem weitgehenden Zusammenbruch strukturalistischer Erklärungsansprüche – wie er insbesondere von Dosse (1999) dargestellt wird – ist es vielmehr notwendig, einerseits die Fragen nach der Begründung der Kriterien der Kritik neu zu stellen und andererseits mit allem Nachdruck auf *die interne Verknüpfung von Entscheidungsfreiheit und Verantwortung* auch im Rahmen globaler Lebenswelten hinzuweisen. *Wer globale Wahlmöglichkeiten in Anspruch nimmt, ist auch mit globalen Verantwortlichkeiten zu konfrontieren.*

Daraus folgt, daß nicht eine Verabschiedung von den Prinzipien der Moderne anstehen kann, sondern vielmehr eine Radikalisierung der Moderne in dem Sinne, daß die Einforderung der Verantwortungen gleiches Gewicht erlangt wie die Sorge um Wahlmöglichkeiten. Um derartige Zusammenhänge auf wissenschaftlicher Ebene erschließbar zu machen, bietet sich die Perspektive eines „radikalisierten methodologischen Subjektivismus“ an (Werlen 1995, 1999).

Damit die Verantwortlichkeiten überhaupt identifiziert werden können, sind zunächst die Zusammenhänge globalisierter Handlungsbezüge des alltäglichen Geographie-Machens in analytisch-deskriptiver Hinsicht darzustellen und mit explikativem Anspruch zu erörtern. Die Ergebnisse sind der parlamentarischen und außerparlamentarischen Diskussion um die Konsequenzen der Entankerung von Ökonomie, Politik und Kultur sowie entsprechender Neuabstimmungen zur Verfügung zu stellen. Dabei ist zu beachten, daß bei der Globalisierung offensichtlich keine einheitliche Kraft auszumachen ist und daß eine integrierende Konzeption, welche die auseinanderdriftenden Teile neu „binden“ könnte, nicht in Sicht ist.

## **5 Alltägliche Geographien und alltägliche Regionalisierungen**

Unter globalisierten Bedingungen wird offensichtlicher denn je, daß wir nicht nur unsere Geschichte machen, sondern daß wir auch Geographie machen. So wie wir über die Art unseres Handelns am Verlauf der Geschichte beteiligt sind, so gestalten unsere Lebensweisen auch die Geographie mit. Geschichte- wie Geographie-Machen vollziehen wir natürlich nicht unter selbst gewählten Bedingungen und selbstverständlich verfügen auch nicht alle über das gleiche Gestaltungspotential. Letzteres ist abhängig von der jeweils verfügbaren Macht.

Eingangs habe ich darauf hingewiesen, daß mit der Globalisierung die Weltbezüge der Subjekte in eine neue Ära eintreten. Diese Weltbezüge können auch als neue Formen der Weltbindung durch die Subjekte charakterisiert werden. Lag es aufgrund der räumlich und zeitlichen Verankerung traditioneller Lebensformen auf der Hand, die *Weltbindungen* in räumlichen Einheiten als Regionen darzustellen, sollten wir uns zum Verstehen der Globalisierung von derartigen totalisierenden Wirklichkeitsrepräsentationen verabschieden.

Tab. 3: Typen alltäglicher Regionalisierungen

<b>Haupttypen</b>		<b>Forschungsbereiche</b>
PRODUKTIV-KONSUMTIVE	Alltägliche	Geographien der Produktion
		Geographien der Konsumtion
NORMATIV-POLITISCHE	Alltägliche	Geographien normativer Aneignung
		Geographien der Kontrolle
INFORMATIV-SIGNIFIKATIVE	Alltägliche	Geographien der Information
		Geographien symbolischer Aneignung

Begreifen wir Regionalisierungen als Weltbindungen – als besondere Praktiken der Verknüpfung von Bedeutung und Materie – dann sollten wir diese auf die spät-modernen Bedingungen neu abstimmen. Die entsprechenden Weltbindungen sind dann auch primär als subjekt- und vor allem handlungsspezifische Praktiken zu begreifen. Diese können zwar in bestimmter Hinsicht noch territorial gebunden sein. Das ist aber nicht die entscheidende Charakteristik. Diese liegt vielmehr darin, wie die Subjekte im Rahmen verschiedener Typen des Handelns die Welt auf sich beziehen, wie sie sich die Welt regionalisierend aneignen.

Der sozialwissenschaftlichen Geographie bzw. der Sozialgeographie kommt die Aufgabe zu, die damit verbundenen Neugestaltungen des Gesellschaft-Raum-Verhältnisses zu rekonstruieren und die Subjekte mit den zum Teil weit entfernten Folgen ihres Tuns zu konfrontieren (Werlen 1997). Diese Rekonstruktion und Konfrontation ist für die ökonomischen, politischen und kulturellen Bereiche und Formen des alltäglichen Geographie-Machens zu leisten bzw. für die produktiv-konsumtiven, normativ-politischen und informativ-signifikativen Formen alltäglicher Weltbindungen zu erforschen. Zur Skizzierung möglicher Zukunftsperspektiven sozialgeographischer Forschung sollen nun diese Hauptbereiche in den letzten drei Abschnitten etwas genauer umschrieben werden.

## 6 Geographien der Produktion und Konsumtion

Anhand eines Joghurts, das man auf Anhieb vielleicht als ein naturnahes Produkt bezeichnen könnte, kann man beispielhaft rekonstruieren, wie komplex die Warenströme der *Produktion* unter entankerten Bedingungen geworden sind. Zudem können wir daran lernen, in welche Kontexte unsere Lebensweisen unbemerkt eingebettet sind.

Stephanie Böges (1992) genaue Zusammenstellung der Herkunft der verschiedenen Bestandteile eines in Stuttgart produzierten Joghurts zeigt, welche umfassenden Warenströme die Herstellung und Verpackung selbst des relativ einfachen Produktes „Erdbeeryoghurt“ impliziert. Damit ist auch unsere *Konsumtion* der Waren an einem Ort in interregionale und globale Zusammenhänge eingebettet, ohne daß unsere eigene körperliche Alltagspraxis in diesem Moment über die Ortsgrenze hinauszureichen braucht.

Aus dem weiträumigen Warentausch resultiert an einem gegebenen Ort eine Zunahme der verfügbaren Vielfalt an Produkten. Dies eröffnet die Möglichkeit und Notwendigkeit der Auswahl. So sind – um bei diesem Beispiel zu bleiben – die Ernährungsweisen nicht mehr lediglich Ausdruck der lokalen Produktionsbedingungen und Traditionen, sondern vielmehr Ausdruck persönlicher Entscheidungen, des persönlichen Geschmacks und des Lebensstils. Die Informationen, auf denen solche Entscheidungen aufbauen, sind wiederum häufig an medial vermittelte Wissensbestände gebunden. Die Ernährungsart ist damit weniger durch den Lebensort bestimmt als durch die lebensstilspezifischen „Diäten“.

Auf einer *ersten Ebene* der sozialgeographischen Analyse soll „nur“ interessieren, unter welchen Bedingungen und mit welchen globalisierenden Implikationen die wirtschaftenden Subjekte – auf produktiver wie auf konsumtiver Seite – die (Produkte-)Welt auf sich beziehen. Auf der *zweiten Ebene* ist zur Vertiefung des explikativen Potentials danach zu fragen, welche Vermögensgrade der Kontrolle den Akteuren für die entsprechenden Welt-Bindungen verfügbar sind bzw. ist die Machtkomponente in die Analyse einzubeziehen.

## 7 Geographien normativer Aneignung und Kontrolle

Zur Erforschung des normativen Bereichs alltagsweltlicher Regionalisierungen wird das Verhältnis von Normorientierung und Regionalisierung wichtig. Dabei handelt es sich um präskriptive, vorschreibende Regionalisierungen auf staatlicher wie auf privater Ebene. Damit sind die zwei Subbereiche „normativ-politischer Regionalisierungen“ angedeutet.

Die erste Form nenne ich „alltägliche Geographien der normativen Aneignung“. Sie sind auf raumbezogene Festschreibung von Nutzungen materieller Gegebenheiten gerichtet. Einen wichtigen Themenbereich bildet hier das Verhältnis vom sogenannten öffentlichen Raum und privaten Verfügungsbereichen. Dazu sind die Regionalisierungen in körperzentrierten Bereichen zu zählen, die für den gesellschaftlichen Bereich *diskursiv* festlegen, welche Handlungen wo und zu welchen Zeitpunkten durchgeführt werden

können. Dies hängt mit geschlechts-, alters-, status- und rollenspezifischen Regelungen des Zugangs und Ausschlusses von alltagsweltlichen Lebensbereichen zusammen. Geschlechtsspezifische Regionalisierungen der Alltagswelt sind Ausdruck und Bestandteil normativer Regelungen des Handelns. Die krasseste Form ethnisch bzw. rassistisch begründeter normativer Regionalisierung war das Apartheitsregime der alltäglichen Regionalisierung südafrikanischer Lebenswelten. Die sogenannten ethnischen Säuberungen – deren Erreichung bzw. Verhinderung Anlaß für die jüngsten Balkankriege waren – stellen andere rückwärtsgerichtete Strategien der Ordnung des Gesellschaft-Raum-Verhältnisses dar.

Die zweite Form betrifft die „*politische Kontrolle*“ und ist auf die Regelung der Herrschaft über Personen ausgerichtet. Damit verbundene soziale Ausschluß- und Einschließungsformen werden über territorial differenzierte soziale Definitionen von Handlungskontexten vollzogen. Die wichtigste Form ist dabei die politische Regionalisierung als „Nationalstaat“ bzw. die nationalstaatliche Organisation der Gesellschaft. Aber auch Untergliederungen auf unteren Ebenen wie Bundesländer, Kreise und Gemeinden sind in diesem Lichte zu sehen. Kernthemen sind territoriale Überwachung der Mittel der Gewaltanwendung und Machtkontrolle sowie Territorialisierungen zur Aufrechterhaltung nationalen Rechts und politischer Ordnung.

Jene Art der Regionalisierung in bezug auf die politische Kontrolle ist auf die Regelung der Herrschaft über Personen via Macht über den „Raum“ ausgerichtet. „Macht“ bezieht sich dann nicht mehr auf „Raum“, sondern wird vielmehr zur Fähigkeit, zum Attribut der handelnden, die soziale Praxis vollziehenden Subjekte. „Raum“ bezieht sich in diesem handlungszentrierten Verständnis von „Macht“ auf die Kontrolle der Subjekte via deren Körper. „Macht über Raum“ ist konsequenterweise zu verstehen als ein kommunikativer Platzhalter für die effektive Macht über Personen und deren Kontrolle, in Form der Herrschaft über ihre Körper, wie es Foucault (1977) thematisiert. „Räume“ werden entsprechend nicht mehr „objekthaft“ thematisiert. Es geht vielmehr um die Analyse von „Raum“ als von Subjekten sinnhaft konstituierte soziale Wirklichkeit. Entsprechende Regionalisierungen werden nicht zur Aufteilung des Raumes gemacht, sondern zur Regelung sozialer Problemsituationen und zur Aufrechterhaltung sozialer Praktiken.

**R**egionalistische und nationalistische Bewegungen stellen zur Zeit besonders wichtige Kräfte alltäglichen Geographie-Machens dar. Deren Ziel ist es, die bestehende politische Geographie, die aktuelle Staatenordnung zu verändern. Oder anders formuliert: Sie zielen auf die Transformation der vorgegebenen staatlich-institutionellen Formen des Geographie-Machens ab. Der Erforschung regionalistischer Bewegungen und des Regionalismus kommt dementsprechend besonders große Bedeutung zu. Diese Bewegungen können als neue soziale Bewegungen thematisiert werden, und deren Diskurse sind entsprechend empirisch zu erforschen.

## 8 Geographien der Information und symbolischer Aneignung

Wie die phänomenologische Philosophie und die interpretativen Sozialwissenschaften eindrücklich zeigen können, sind die Arten der Bedeutungskonstitution vom jeweils verfügbaren Wissen abhängig. Was uns Dinge bedeuten, hängt vom verfügbaren Wissensvorrat ab. Sind nun nicht mehr die lokalen Traditionen die dominante Quelle der Information und Orientierung, sondern medial vermittelte Wissensbestände, dann werden auch die verbleibenden lokalen Traditionen immer mehr von diesen durchdrungen.

Ziel der sozialgeographischen Forschung ist in diesem Zusammenhang einerseits die Untersuchung der Bedingungen und Formen der Informationsaneignung – jener Informationen und Wissensbestände also, welche die Basis sinnhafter Deutungen der Wirklichkeit bilden –, andererseits aber auch die Erforschung der lokalen und regionalen Konsequenzen der Globalisierung von Information und kultureller Erzeugnisse wie bspw. Film und Musik. Von besonderem Interesse ist hier, was die Globalisierung der Information für die emotionalen Bezüge zu lokalen Lebenskontexten wie „Heimatgefühl“ oder Regionalbewußtsein bedeutet.

Im Rahmen der Erforschung der alltäglichen *Geographien der Informationsverbreitung* besteht das erste Ziel in der Untersuchung der Generierung und Steuerung potentieller Informationsaneignung. Die tatsächlich realisierten Informationsaneignungen sind dann als Basis der sinnhaften Deutung der Wirklichkeit zu sehen. Diese Steuerung erfolgt hypothetisch betrachtet mittels verschiedener Informationsmedien und -kanäle. Sie bilden in diesem Sinne wichtige Formen der informativen bzw. sprachspezifischen Regionalisierung der Lebenswelten.

Der erste zu unterscheidende Bereich ist hier die schriftliche Form der Informationsverbreitung anhand von Büchern und verschiedenen Presseerzeugnissen. Dabei sollen vor allem die Verbreitungskreise und territoriale Abstufung der Verbreitungsbereiche interessieren, vor allem aber auch die Besitz- und Kontrollverhältnisse über die verbreiteten Informationen im Sinne der autoritativen Ressourcen. Es handelt sich hier somit um eine Sozialgeographie der gedruckten Medien der Informationsverbreitung und deren regionalisierenden Implikationen vermittelt durch autoritative Ressourcen. Als zweiter Typus können Radio und Fernsehen und als dritter schließlich das Internet identifiziert werden.

Insbesondere die globalisierenden Implikationen des Satellitenfernsehens und die damit verbundenen Spannungsverhältnisse von Fremdheit und Vertrautheit sowie Informationsinhalt und unmittelbarer Erfahrungskontext wären in Zusammenhang mit der „entankerten“ Bedeutungskonstitution der Lebenswelt zu analysieren. Dabei sollen vor allem die Verbreitungskreise, aber auch die Vermögensgrade der Kontrolle verbreiteter Informationen im Zentrum stehen.

Die Erforschung der *Geographien symbolischer Aneignung* umfaßt die Analyse der subjektiven Bedeutungszuweisungen zu und „Aneignungen“ (Bourdieu 1991) von bestimmten räumlichen alltagsweltlichen Ausschnitten. Das entsprechende Forschungs-

interesse ist hier nicht auf der Objektseite situiert, wie das bei zahlreichen verwandten Themen in Sozialwissenschaften und Geographie noch häufig der Fall ist, sondern vielmehr auf die Subjektseite zentriert. Welche symbolische, emotionale und subjektive Bedeutung erlangen bestimmte erdräumliche Ausschnitte für die handelnden Subjekte? Inwiefern sind symbolisch-emotionale Aneignungen von „Natur“ politisch und im Sinne der Subjektkonstitution relevant? Welches sind die praktischen Konsequenzen der symbolischen Formen des Geographie-Machens? Dies sind einige der zentralen Fragen, auf welche die entsprechenden Forschungsarbeiten zu beziehen sind.

Insbesondere in diesem Zusammenhang werden Diskursanalysen im oben angedeuteten Sinne von zentraler Bedeutung und sollten – hypothetisch formuliert – auf zwei Hauptdimensionen konzentriert werden. Der erste Bereich betrifft die Darstellung partikularistischer Interessen als universale Interessen. Dies ist offensichtlich insbesondere im Rahmen von regionalistischen und nationalistischen Diskursen von zentraler Bedeutung. Jedenfalls ist diese Form ideologischer Diskurse an symbolische Aneignungen gebunden, die im Sinne der Vorbereitung politischer Aktionen relevant sein dürften.

Der zweite Bereich betrifft die Naturalisierung bzw. Reifikation räumlicher Ausschnitte als effiziente Form ideologischer Selbst- oder Fremddeutung sowie der politischen Durchsetzung des Diskurses. Der Analyse der „Mythen des Alltags“ (Barthes 1967) ist hier von entscheidender Bedeutung. Jedenfalls besteht ein besonderes Merkmal entsprechender ideologischer Diskurse darin, symbolisch konstituierte Aneignungen als naturhafte Eigenschaften der Objekte, territorialer Ausschnitte usw. erscheinen zu lassen.

Die Naturalisierung bzw. Reifikation als Techniken symbolischer Aneignung sind einerseits wesentlich vielfältiger als hier angedeutet werden kann und sind andererseits bisher auch nicht erschöpfend erforscht worden. Zahlreiche subjektspezifische Aneignungsformen dürften für die verschiedenen Alltagspraktiken von wesentlich größerer Bedeutung sein, als dies in den sozialwissenschaftlichen Forschungsergebnissen bisher zum Ausdruck kommt.

## Schluß

Mit dieser Darstellung wird verdeutlicht, in welche Richtung die allgemeinen Ziele einer praxiszentrierten Sozialgeographie umgesetzt werden könnten. Die Sozialgeographie kann an Relevanz gewinnen, wenn ihre Forschungskonzeption in sinnvoller Weise auf die vorherrschenden sozialontologischen Bedingungen abgestimmt ist.

Die *praktische Relevanz* der handlungszentrierten Sozialgeographie weist verschiedene Dimensionen auf, die von körperzentrierten Regionalisierungen bis hin zu Fragen der politischen Gesellschaftsordnung im Rahmen der spät-modernen Lebensbedingungen reichen könnten. Damit ist nicht gemeint, daß die handlungszentrierte Sozialgeographie primär als normatives Unternehmen zu verstehen ist. Der Schwerpunkt soll vielmehr die

*Rekonstruktion* der alltäglich vollzogenen Regionalisierungen in den angedeuteten Bereichen bilden.

Die Ergebnisse dieser Rekonstruktionen können dann aber einerseits als Grundlage für politische Entscheidungen dienen und andererseits auch als Grundlage für die Beurteilung des empirischen Gehaltes verschiedener politischer Diskurse, insbesondere jene nationalistischer und regionalistischer Art. Damit sollte insbesondere auch ein Beitrag dazu geleistet werden, die Anfälligkeit für die demagogischen Gehalte von regionalistischen und nationalistischen Diskursen zu mindern. Einem (sozial-)geographischen Bewußtsein kommt im Rahmen spät-moderner Gesellschaft eine ständig zunehmende Bedeutung zu. Unter Kenntnis der verschiedenen Aspekte von Regionalisierungen sollte diese Sozialgeographie natürlich dann auch potentiell in der Lage sein, beratende Funktionen im Hinblick auf die Beibehaltung oder Veränderungen der aktuellen politischen Regionalisierungen zu übernehmen. Soll die Geographie ihre Relevanz für das öffentliche Leben und demokratische politische Diskurse steigern, dann bedarf sie einer Forschungskonzeption, welche den Konsequenzen der Aufklärung Rechnung tragen kann. Diese soll die Entwicklung eines zeitgemäßen geographischen Bewußtseins über das Leben im „globalen Dorf“ ermöglichen.

Insgesamt ist die Erforschung der alltäglichen Formen des Geographie-Machens auf die Entwicklung eines zeitgemäßen geographischen Bewußtseins und ein tieferes Verständnis für die Neugestaltung des Gesellschaft-Raum-Verhältnisses im Vollzug des Globalisierungsprozesses ausgerichtet. Dafür ist die Generierung eines empirisch begründeten Wissens um die globalen Zusammenhänge der verschiedenen Lebensformen und -stile die erste Voraussetzung. Diese „Aufklärung“ ist für die verschiedenen Bereiche und Formen des alltäglichen Geographie-Machens zu leisten. Damit kann die Geographie wieder jenen Platz einnehmen, den Kant ihr zugedacht hat. Allerdings in bezug auf völlig veränderte, globalisierte Lebensbedingungen. An dieser Aufklärung mitzuwirken, betrachte ich als eine der wichtigsten politischen Verantwortlichkeiten aktueller und künftiger Generationen von Geographinnen und Geographen.

## **Anmerkungen**

1 Bei Antje Schlottmann, Holger Gertel und Roland Lippaner möchte ich mich für die Durchsicht des Manuskriptes und die konstruktiven Kommentare bedanken.

## Literatur

- Barthes, Roland 1967: *Mythen des Alltags*. Frankfurt/M.
- Beck, Ulrich 1986: *Die Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/M.
- Böge, Stephanie 1992: *Auswirkungen des Güterverkehrs auf den Raum*. Dortmund.
- Bourdieu, Pierre 1991: *Physischer, sozialer und angeeigneter Raum*. In: Martin Wentz (Hg.): *Stadt-Räume*. Frankfurt/M. S. 25–34.
- Dosse, Francois 1999: *Geschichte des Strukturalismus*. 2 Bd. Frankfurt/M.
- Foucault, Michel 1977: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt/M.
- Giddens, Anthony 1995: *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt/M.
- Giddens, Anthony 1999: *Runaway World. How Globalisation is Reshaping our Lives*. London.
- Harvey, David 1989: *The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change*. Oxford.
- Kant, Immanuel 1802: *Physische Geographie*. Herausgegeben von D. F. Th. Rink. Königsberg.
- Werlen, Benno 1995: *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen*. Band 1: *Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum*. Stuttgart. (2. Aufl. 1999)
- Werlen, Benno 1997: *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen*. Band 2: *Globalisierung, Region und Regionalisierung*. Stuttgart.
- Werlen, Benno 1999: *Handlungszentrierte Sozialgeographie. Replik auf die Kritiken*. In: Peter Meusbürger: (Hg.): *Handlungszentrierte Sozialgeographie*. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. Stuttgart. S. 247-268.
- Werlen, Benno 2000: *Sozialgeographie. Eine Einführung*. Bern.

Stefan Krätke ■

## Regionalforschung in regulations- theoretischer Perspektive

In den gesellschaftswissenschaftlich fundierten Ansätzen der Regionalwissenschaften sind heute verschiedene neuere Konzepte verbreitet, die sich in manchen thematischen Schwerpunktsetzungen überschneiden und ergänzen. Einer dieser Ansätze wird als „Regulationstheorie“ bezeichnet. Die von französischen Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlern entwickelte Regulationstheorie ist ein gesellschaftswissenschaftliches Forschungsprogramm und methodisches Rahmenkonzept, das seit den 80er Jahren in verschiedenen Disziplinen der Sozialwissenschaften und auch in der Wirtschaftsgeographie sowie der Stadt- und Regionalforschung eine wachsende Zahl von Anhängern und Anwendern gefunden hat. Warum ist es für Wirtschafts- und Sozialgeographen sinnvoll, sich mit dem Regulationsansatz zu beschäftigen? Der Grund liegt zunächst darin, daß Wirtschafts- und Sozialgeographie ihre theoretischen Rahmenkonzepte meist aus den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften beziehen und letztere sich glücklicherweise *weiterentwickeln*. Ein weiterer Anreiz liegt in der Vermutung, daß jene neueren Konzepte der Gesellschaftstheorie, die der räumlichen Dimension und territorialen Differenzen einen hohen Stellenwert zuerkennen, innovative Anstöße für unser Verständnis der Entwicklung gesellschaftlicher Räume geben können.

Mein Beitrag gliedert sich in drei Punkte: 1. eine Skizze des Basiskonzepts der Regulationstheorie, 2. einen kurzen Überblick zur Verwendung des Regulationsansatzes in der Raumforschung, einschließlich Hinweisen auf Fehlentwicklungen und Schwachstellen, und schließlich 3. eine Einschätzung der möglichen „Resultate“ des Regulationsansatzes für die Regionalwissenschaften. Es würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen, die mittlerweile umfangreichen und thematisch weit verzweigten Arbeiten der Regulationstheorie im einzelnen aufzulisten und zu würdigen. Eine Übersicht zu Basistexten der „Regulationsschule“ und zu den vom Regulationsansatz inspirierten regionalwissenschaftlichen Arbeiten findet sich in Krätke et al. (1997).

### 1 Das Basiskonzept des Regulationsansatzes

Der Regulationsansatz kann als Beitrag zu einer neuen politischen Ökonomie betrachtet werden, und er ist zugleich den Beiträgen zur Weiterentwicklung einer institutionellen und

evolutionären Ökonomie zuzuordnen: Der Regulationsansatz stellt vor allem die gesellschaftliche Einbettung des Wirtschaftsprozesses heraus: Kapitalakkumulation ist nicht „rein ökonomisch“ zu betrachten, sondern in ihrem gesellschaftlich regulierten Charakter zu erfassen. Den Regulationisten geht es insbesondere um die Erforschung von historisch bestimmten Ensembles *komplementärer* ökonomischer und außerökonomischer Mechanismen, die für bestimmte Zeitperioden eine relativ stabile Wirtschaftsentwicklung ermöglichen. Der Regulationsansatz entstand aus der Kritik an der neoklassischen Wirtschaftstheorie wie auch am strukturalistischen Marxismus. Gegenüber der Mainstream-Ökonomie wird betont, daß man nicht von einer klar abgrenzbaren Sphäre „rein“ ökonomischer Beziehungen und Mechanismen, die für sich zur Herstellung von Gleichgewichtszuständen tendieren würden, ausgehen kann. Vielmehr seien ökonomische Beziehungen und Mechanismen immer in einen bestimmten *gesellschaftlichen* Entwicklungsrahmen eingebettet. Dies hat u. a. zur Konsequenz, daß die wirtschaftliche Entwicklung von Territorien *pfadabhängig* ist und die *ungleichmäßige* Entwicklung von Wirtschaftsräumen kaum revidierbar ist. Gegenüber der Mainstream-Ökonomie wird ferner betont, daß wirtschaftliche, soziale und politische *Institutionen* als *endogene* Faktoren der Wirtschaftsentwicklung anzusehen sind. Regulationisten verkennen keineswegs die grundlegende Bedeutung von Marktmechanismen in der Reproduktion kapitalistischer Ökonomien – sie stellen vielmehr die komplementäre Funktion von Institutionen, Netzwerken, Normen und Konventionen für die Gestaltung und Regulierung des Wirtschaftsprozesses heraus.

Gegenüber dem „strukturalistischen“ Marxismus Althusserianischer Prägung, der den Kapitalismus als eine von ehernen Gesetzmäßigkeiten bestimmte und sich quasi automatisch reproduzierende gesellschaftliche Produktionsweise betrachtet, betonen Regulationisten die Strukturkrisen und *Diskontinuität* kapitalistischer Entwicklung. Diese zeigt eine historische Variation von Entwicklungsformationen mit jeweils spezifischen institutionellen Gefügen. Die in bestimmten Zeitperioden erreichte Stabilität des Akkumulationsprozesses – eine dieser Perioden in Deutschland nennt man bezeichnenderweise das „Wirtschaftswunder“ – stellt sich nicht automatisch ein, sondern beruht auf der Entdeckung und Wahrnehmung von Chancen einer *kohärenten* Gestaltung von wirtschaftlichen Entwicklungsmustern und ihrem sozioökonomischen Institutionengefüge. Regulation ist somit ein Produkt von Suchprozessen, institutionellen Experimenten und Aushandlungsprozessen gesellschaftlicher Akteure. Der Regulationsansatz basiert damit auf einem *integralen* Verständnis von Ökonomie, versteht also Wirtschaftswissenschaft als eine empirisch fundierte *Sozialwissenschaft* und kehrt so zu einer guten *alten* Tradition der Wirtschaftswissenschaften zurück.

Im regulationstheoretischen Basiskonzept wird das makroökonomische Entwicklungsmodell einer Periode gewöhnlich als „Akkumulationsregime“ umschrieben, das sich in den vorherrschenden Technologien, Branchenstrukturen, Produktionskonzepten und gesellschaftlichen Konsummustern materialisiert. Die „Regulationsweise“ umschreibt dann den gesellschaftlichen *Koordinationsrahmen* als ein Gefüge von Institutionen,

Konventionen, Verhaltensmustern und Steuerungsmechanismen, die im „günstigen Falle“ – also nicht im Sinne eines funktionalistischen Automatismus – die systemische *Kohärenz* eines sozioökonomischen Entwicklungsmodells herstellen und aufrechterhalten. Gesellschaftliche Regulation wird von Boyer (1990) an einer Reihe von „institutionellen Formen“ festgemacht: sie umfassen das *Konkurrenzverhältnis* im Sinne der Organisationsformen und Koordinationsmechanismen des Unternehmenssektors, zweitens die *Lohnverhältnisse* und industriellen Arbeitsbeziehungen, drittens die *staatliche Politik* im Sinne von institutionalisierten Kompromissen zwischen gesellschaftlichen Akteuren, ferner die nationalstaatliche und supra-nationale Regulierung von Handels- und Finanzbeziehungen sowie Währungsrelationen. In jenen Zeitperioden und jenen *Räumen* im Sinne von bestimmten nationalstaatlichen Territorien oder auch sub-nationalen Regionen, in denen eine komplementäre Gestaltung von Akkumulationsregime und Regulationsweise oder von ökonomischer Entwicklung und gesellschaftlichem Institutionengefüge hergestellt werden kann, kommt es zu länger anhaltenden Phasen der Prosperität und Expansion.

Das Interesse vieler Geographen und Regionalforscher am Regulationsansatz ist darauf zurückzuführen, daß es sich hier um ein gesellschaftstheoretisches Konzept mit *raumdifferenzierender* Perspektive handelt, um ein Konzept, das dem Raum und der Örtlichkeit einen hohen Stellenwert beimißt, d. h. für die räumliche Differenzierung und *regionale* oder auch lokale Spezifik von wirtschaftlichen Prozessen und gesellschaftlichen Institutionen sensibel ist, und das zugleich die *Durchdringung* verschiedener räumlicher Maßstabebenen der Entwicklung (vom Globalen über das Nationalstaatliche bis zum Regionalen und Lokalen) erfassen kann. Allerdings darf der Regulationsansatz nicht als „fertige Theorie“ mißverstanden werden, sondern repräsentiert eher ein Rahmenkonzept und Forschungsprogramm, das innovative Arbeiten u. a. zur Wirtschaftsgeographie und Regionalforschung hervorgebracht hat, aber auch eine Reihe von Schwachstellen und Fehlentwicklungen aufweist.

## 2 Der Regulationsansatz in der Raumforschung

In der Wirtschaftsgeographie und Regionalforschung ist der Regulationsansatz verwendet worden, um neue Tendenzen der Raumentwicklung und die Transformation raumwirtschaftlicher Strukturen gesellschaftstheoretisch zu interpretieren (Amin 1994, Bathelt 1994, Krätke 1996, Danielzyk 1998, Berndt 1999).

Den empirischen Anstoß gab hierbei die Wahrnehmung von bestimmten wachstumsdynamischen und prosperierenden *regionalen* Ökonomien unterhalb der Maßstabebene nationalstaatlicher Wirtschaftsräume. Die regulationistischen Beiträge zur Raumentwicklung zeichnen sich dabei durch eine kreative *Verbindung* verschiedener Analysestränge aus – diese umfassen z. B. die Forschungsarbeiten über „industrielle Distrikte“ im Sinne lokaler Agglomeration und Vernetzung spezialisierter Produzenten, ferner die Arbeiten der „kalifornischen Schule“ der Wirtschaftsgeographie über „neue Produktionsräume“ wie

z. B. neu formierte Hochtechnologie-Distrikte abseits der klassischen Industriezentren, schließlich die Arbeiten französischer und italienischer Regionalökonomien über „regionale Innovations-Milieus“ sowie die Arbeit skandinavischer Regionalforscher über „lernende Regionen“ bzw. die regional-spezifischen Bedingungen der Innovationsfähigkeit von Wirtschaftsregionen. Die Nutzung des Regulationsansatzes in der Raumforschung zielt im Kern darauf, ein vertieftes Verständnis der Bedingungen ungleichmäßiger Regionalentwicklung oder auch polarisierter Raumstrukturen zu gewinnen und zu einem „integralen“ Verständnis von regionalen Wirtschaftsräumen beizutragen – diese sind nicht nur von gegebenen materiellen Ressourcen und sektoralen Strukturen bestimmt, sondern gerade auch von der Qualität ihrer *institutionellen* Ressourcen. Dabei werden die Einflußfaktoren der Regionalentwicklung stets im Sinne einer räumlichen Mehrebenen-Analyse erfasst.

Bevor ich nun *Schwachstellen* dieses Ansatzes und Konzepte für ihre Bearbeitung skizziere, möchte ich auch kurz auf gewisse *Fehlentwicklungen* hinweisen: Zu den Fehlentwicklungen gehört vor allem die *Verkürzung* des Regulationsansatzes auf Trendbeschreibungen einer vermuteten „post-fordistischen“ Entwicklungsformation kapitalistischer Gesellschaften. Dazu gehören insbesondere Beiträge aus der Stadtsoziologie und lokalen Politikforschung, die den Regulationsansatz lediglich zur *Kontextualisierung* von aktuellen Trends in der Stadt- und Regionalentwicklung benutzen anstatt eine empirisch fundierte und zugleich gesellschaftstheoretisch „anspruchsvolle“ Stadt- und Regionalforschung zu betreiben. Wo der Regulationsansatz nur noch in Versatzstücken wie etwa den Generalformeln von „Fordismus“ bzw. „Post-Fordismus“ verwendet wird, befürchte ich ein Ausbleiben von Erkenntnisfortschritten.

Zu den *Schwachstellen* des Regulationsansatzes gehören meines Erachtens drei Punkte: *Erstens* die Konzentration vieler Beiträge auf starke, *prosperierende* Wirtschaftsregionen oder auf dynamische regionale Entwicklungstypen, die stellenweise als wirtschaftsräumliche Prototypen einer neuen gesellschaftlichen Entwicklungsformation verstanden werden. So haben Anhänger des Regulationsansatzes die Formierung neuer Produktionsräume als geographische Angelpunkte eines „post-fordistischen“ Entwicklungsmodells interpretiert und stützten sich hierbei auf Tendenzen zur Re-Agglomeration von Industrieaktivitäten und Formierung *neuer* „industrieller Distrikte“ abseits der traditionellen fordistischen Industriezentren. Das hat die Kritik herausgefordert, von der mangelnden Repräsentativität und begrenzten „geographischen Reichweite“ solcher Regionalökonomien zu sprechen. Diese Kritik läßt sich konstruktiv verarbeiten, wenn man bedenkt, daß ein Regulationsansatz für die Regionalforschung keineswegs auf eine Theorie der *wachstumsstarken* Regionen konzentriert werden muß. Krisen- und Problemregionen sind z. B. von Moulaert (1996) und Krätke et al. (1997) untersucht worden.

*Zweitens* ist die Rolle des *Staates* innerhalb der gesellschaftlichen Regulationsweise wie auch im regionalen und lokalen Entwicklungszusammenhang unterbelichtet geblieben, soweit man davon absieht, daß manche regulationistische Beiträge zur Stadtforschung dahin tendieren, gesellschaftliche Regulation auf die politische Steuerung lokaler Ent-

wicklung zu reduzieren. Heute beteiligen sich aber ernstzunehmende Staatstheoretiker wie B. Jessop an der Weiterentwicklung des Regulationsansatzes. Jessop (1995) stellt die gesellschaftliche Einbettung des Staates und die strategische Selektivität staatlicher Politik heraus, und hieran anknüpfend bietet das Konzept der *räumlichen* Selektivität staatlicher Politik eine vielversprechende Perspektive (Jones 1999): Räumliche Selektivität impliziert, daß der Staat mit seinen wirtschaftspolitischen Strategien, Finanzhilfen und Entwicklungsprojekten dahin tendiert, bestimmte Regionen und Orte zu privilegieren. Dabei wäre in raumdifferenzierender Perspektive noch zu beachten, daß auch staatliche und politische Regulation von einer Überlagerung und Durchdringung verschiedener *Maßstabsebenen* geprägt sind, wobei die regionale und die lokale Ebene des Staates gegenüber dem Zentralstaat durchaus ein „Eigengewicht“ haben. Für die institutionellen Formen der Regulation sind die verschiedenen Arten der staatlichen Präsenz in der Ökonomie von besonderer Bedeutung, und in diesem Kontext ist die heutige Entwicklung zum nationalen und regionalen Wettbewerbsstaat zu thematisieren. Die Frage nach dem Regulationssystem „gegebener“ Wirtschaftsregionen läßt sich erweitern um die Frage, wieweit sich neue Räume der Regulation *aktiv konstruieren* lassen – man denke hier z. B. an die grenzüberschreitenden Räume der sog. Euroregionen.

Als eine *dritte* Schwachstelle des Regulationsansatzes wurde erkannt, daß die subnationale Ebene, d. h. die *regionale* Differenzierung von Regulationssystemen unterbelichtet war (Tickel/Peck 1992). In den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften wurde die Begrifflichkeit des Regulationsansatzes meist auf *nationale* Wirtschaftsräume bezogen, die räumliche Differenzierung von Entwicklungsmodellen des Kapitalismus wurde an *nationalen* Unterschieden von makroökonomischen Strukturen und Regulationsweisen festgemacht. Die französischen Regulationisten Leborgne/Lipietz (1990) haben Ansätze zur Unterscheidung

### **es geht um ein regulationstheoretisch begründetes Konzept regionaler Entwicklung**

regionaler Entwicklungstypen formuliert, diese Typisierungen aber ohne Rücksicht auf „Aggregationsprobleme“ vorwiegend zur Charakterisierung von *nationalen* Entwicklungsmodellen in der nach-fordistischen Ära verwandt. Die Vernachlässigung der regionalen Differenzierung von Regulationssystemen ist für ein explizit raumdifferenzierendes gesellschaftswissenschaftliches Konzept nicht akzeptabel, und so haben „regulationistisch“ inspirierte Geographen und Regionalforscher wie u. a. DiGiovanna (1996), Moulaert (1996) und Krätke (1997, 1999) an diesem Punkte weitergearbeitet. Es geht dabei um ein regulationstheoretisch begründetes Konzept des *regionalen* Entwicklungszusammenhangs. Dessen zentrale Komponenten umfassen das regionale Produktionssystem und das regionale Regulationssystem mit einem regionspezifischen sozioökonomischen Institutionengefüge; ferner sind die aus der traditionellen Regionalforschung bekannten „Raumausstattungen“ mit einzubeziehen (Krätke 1999). Auch auf der Ebene von Regionalstudien ist wieder das Problem der *Kohärenz* von (regionalem) Produktions- und Regu-

lationssystem wahrzunehmen, wobei sich ein kohärentes Entwicklungsmodell keineswegs automatisch ausbildet. Auf der *regionalen* Ebene ist die Herstellung von Kohärenz wegen der von übergeordneten Maßstabebenen ausgehenden Einflüsse noch zusätzlich erschwert. So ist die Region offenbar eine besonders *prekäre* Ebene der Regulation.

Verschiedene heutige *Wachstumsregionen* könnten aus regulationstheoretischer Perspektive als Ausdruck der Formierung neuer Regulationssysteme *auf regionaler Ebene* interpretiert werden, die mit einem „nach-fordistischen“ Gesellschaftsmodell kompatibel sind (Tickell/Peck 1992, Amin 1992). Die Existenz *konkurrierender* regionaler Entwicklungsmodelle mit ganz unterschiedlichen Produktions- und Regulationssystemen weist aber darauf hin, daß die Aufsteigerregionen keineswegs Prototypen einer neuen Regulationsweise *auf gesamtgesellschaftlicher Ebene* darstellen müssen – sie können in vielen Fällen auch als „regulatorische Experimente“ von begrenzter geographischer Reichweite begriffen werden. Einige der relativ erfolgreichen regionalen Ökonomien der Gegenwart basieren auf einem regionalen Regulationssystem, das durch kooperative Beziehungen oder Vertrauensbeziehungen zwischen den regionalwirtschaftlichen Akteuren und kollektive Unterstützungseinrichtungen der Regionalwirtschaft charakterisiert ist. Solche regionsspezifischen *kollaborativen* Regulationssysteme sind aber nicht ohne weiteres kompatibel mit einer auf gesamtwirtschaftlicher Ebene um sich greifenden neo-liberalen Regulationsform ökonomischer Beziehungen, die auf die Durchsetzung des Stärkeren auch in Unternehmensnetzwerken, auf rücksichtslose und evtl. destruktive Konkurrenz und auf selektive Förderung der führenden Unternehmen bzw. Weltmarkt-„Champions“ setzt.

### 3 Resultate des Regulationsansatzes für die Regionalforschung

Die Verwendung regulationstheoretischer Konzepte in der Regionalforschung läuft erstens darauf hinaus, die *Instabilität* räumlicher Entwicklung im Rahmen der kapitalistischen Dynamik zu erfassen und zweitens die *Vielfalt* regionaler Entwicklungstypen innerhalb nationalstaatlicher und supra-nationaler Wirtschaftsräume herauszuarbeiten. Hierbei sind die für die Raumordnungspolitik relevanten *siedlungsstrukturellen* Regionstypen wenig hilfreich; im Kontext der Debatte um die Wettbewerbs- und Innovationsfähigkeit von Regionen in einem transnationalen Markt- und Produktionszusammenhang benötigen wir zeitgemäße *sozioökonomische* Raumkategorien, die auch solche Einflußfaktoren einbeziehen, mit denen das Auseinanderdriften siedlungsstrukturell gleichartiger Regionstypen wie z. B. der Agglomerationsräume untersucht werden kann. Dazu könnte die Unterscheidung von Regionstypen nach ihren charakteristischen regionalen Produktions- und Regulationssystemen ein Ansatz sein.

Für die Stabilität einer regionalen Ökonomie und ihre Entwicklungschancen im Kontext der interregionalen Konkurrenz ist die Frage bedeutsam, ob das Produktions- und Regulationssystem einer Region *komplementäre* Strukturen ausbildet. Mangelnde

Kohärenz der ökonomischen, sozialen und politischen Verhältnisse „vor Ort“ kann ein Entwicklungshindernis darstellen. Das betrifft z. B. Regionen, deren Unternehmen eine schwache regionale Verankerung aufweisen und die ein fragmentiertes Produktionssystem haben. Kohärente Strukturen sind nicht das Resultat von Marktprozessen, sondern gründen sich auf „sozioökonomische Innovationen“, die das Ergebnis von Lernprozessen, Aushandlungsprozessen und Kompromissen zwischen regionalwirtschaftlichen Akteuren sind. Insofern basiert Kohärenz auf „politischer“ Gestaltung.

**G**eringe Kohärenz auf regionaler Ebene zeigt jener Typus von Wirtschaftsregionen, der dem Modell „funktional-räumlicher Arbeitsteilung“ zugerechnet werden kann: solche Regionen sind geprägt von der Vorherrschaft einer raumübergreifenden (inter-)nationalen Unternehmensorganisation bei starker funktionaler Spezialisierung des regionalen Produktionssystems. Dazu gehören erstens metropolitane Regionen mit einer Spezialisierung auf „strategische“ Funktionen. Im Extremfall verselbständigen sich hier unternehmerische Finanz- und Dienstleistungszentren von der regionalen Industriebasis. Zweitens gehören zu diesem Typus die Regionen mit einer Spezialisierung auf geringqualifizierte Fertigungsfunktionen, d. h. extern kontrollierte „Ausführungsregionen“. Geringe Kohärenz auf regionaler Ebene charakterisiert auch jene Regionen, deren Produktionssystem keiner funktionalen Spezialisierung unterliegt, aber eine fragmentierte Struktur aufweist – das betrifft viele „Durchschnitts-Regionen“. Hohe Kohärenz auf regionaler Ebene zeigt demgegenüber jener Typus von Regionen, der dem Modell „industrieller Distrikt“ zugerechnet werden kann: Solche Regionen sind idealtypisch charakterisiert durch die Existenz einer spezialisierten und funktional integrierten Industrie bei Vorherrschaft einer „milieu-artigen“ Organisation des regionalen Regulationssystems mit ausgeprägten Netzwerken und Kooperationsbeziehungen. Eine Zwischenstellung nimmt jener Typus von Regionen ein, der als das Modell der „regionalisierten Produktionskomplexe internationaler Unternehmen“ bezeichnet werden kann: Solche Regionen sind geprägt von der Existenz regional integrierter Unternehmensnetzwerke unter Kontrolle (inter-)nationaler Industrieunternehmen. Dieser Typus entsteht durch Schaffung neuer industrieller Organisationsformen von seiten großer (inter-)nationaler Unternehmen – eine Reihe von Großunternehmen reorganisiert sich heute in Form eines quasi dezentralisierten Netzwerks von relativ selbständig agierenden Unternehmenseinheiten. Diese Reorganisation kann verschiedene räumliche Formen annehmen, die von weiträumig verteilten „globalen“ bis zu territorial integrierten Produktionsnetzen reichen. Wo im Blick auf produktivitätssteigernde Agglomerationseffekte die territorial integrierte Organisationsform bevorzugt wird, entstehen funktional integrierte regionale Produktionskomplexe. Beispiele hierfür finden sich in verschiedenen Hochtechnologie-Regionen Europas, aber auch in älteren industriellen Distrikten, wenn sie unter Kontrolle von großen regions-externen Unternehmen geraten, und in einigen der heute in „peripheren“ Regionen neu geschaffenen Produktionskomplexe z. B. der Automobilindustrie. In den verschiedenartigen regionalen Entwicklungsmodellen, die man selbstverständlich noch wesentlich

besser ausdifferenzieren müßte, artikuliert sich das Spannungsverhältnis von Globalisierung und Regionalisierung – und dies wird die Raumforschung und Regionalwissenschaft auch in Zukunft beschäftigen.

Mit einer regulationstheoretischen Interpretation der Vielzahl an vorhandenen Regionalstudien des europäischen Raumes kommt man bereits unter Berücksichtigung weniger relevanter Regionstypen zu einem Raumverständnis, das sich mit dem Bild des „Leopardenfells“ illustrieren läßt und über die traditionellen Raumstrukturbilder Europas hinausweist. Eine besonders komplexe Kategorie regionaler Entwicklungstypen sind hierbei die Metropolregionen: infolge der Verschachtelung von Teilökonomien sind sie schwer zu interpretieren, und zudem sind hier neue Produktionsräume und lokale Agglomerationen ebenso wie traditionelle Produktionsgebiete „auf engstem Raume“ zugleich anzutreffen, was sich z. B. an der Metropolregion Berlin gut illustrieren läßt (Krätke/Borst 2000). Die Existenz einer Vielzahl kleinräumiger Agglomerationen von Firmenstandorten spezieller Branchen-Gruppen, die sich in verschiedenen Zonen des Berliner Wirtschaftsraumes verteilen, kann als Ausdruck der Vielfalt der räumlichen Organisationsformen von Teilökonomien einer metropolitanen Wirtschaftsregion angesehen werden. Die identifizierbaren kleinräumigen Unternehmens-„Cluster“ lassen sich auch so interpretieren, daß der Wirtschaftsraum einer Metropole ein von städtischen Infrastrukturen verbundenes Netzwerk (oder besser: Gefüge) von spezialisierten Produktions-Distrikten darstellt. Da unternehmensnahe Dienstleistungen in der internationalen Debatte auch als „service industries“ und Kultur-Produktionen als „culture industries“ bezeichnet werden, wäre also die These von Lipietz (1993) gerechtfertigt, daß metropolitane Wirtschaftsräume als ein „Network of Districts“ zu charakterisieren sind.

Neben exemplarischen Regionalstudien und Regionalvergleichen müßte die regulationstheoretische Raumforschung auch durch systematische *empirische* Analysen zum Regionalsystem eines Landes weiterentwickelt werden. Die Schwierigkeit liegt hier u. a. darin, daß die in der empirischen Regionalforschung traditionell verwendeten Datenbestände nicht ohne weiteres ausreichen für die Analyse regionaler Produktions- und Regulationssysteme, wo man z. B. Aussagen über regionsinterne und -externe Liefer- und Kontrollverflechtungen, über die Qualität von Kooperationsbeziehungen und Innovationsaktivitäten machen muß. Die Erkenntnismöglichkeiten eines regulationstheoretisch fundierten Konzepts der Regionalforschung können auch den Schwachstellen und Lücken der traditionellen empirischen Regionalforschung gegenübergestellt werden: Repräsentativ für diese Richtung sind etwa Arbeiten aus den Kreisen der Bonner BfLR (heute BBR), wo man die Computer mit immer neuen Daten über die *Raumausstattung* von Regionen füttert, aber die wirtschaftlichen Funktionszusammenhänge und institutionellen Ressourcen der Regionen weitgehend ausblendet. So können wir für jede Stadt und Region ganz genau angeben, wieviele über 60-jährige Personen ohne Hauptschulabschluß in weniger als einer Stunde Reisezeit bei kombinierter Verkehrsmittelbenutzung eine Technologie-Beratungsstelle aufsuchen können, aber wir wissen z. B. praktisch nichts über wirtschafts-

räumliche Kontrollverflechtungen, die nun empirisch nachgewiesenermaßen für regionale Entwicklungspotentiale von einiger Bedeutung sind. Von zweifelhaftem Wert sind daher etwa empirische Studien, welche die Wettbewerbsfähigkeit der Regionen auf Basis von Ausstattungsmerkmalen oder Standortfaktoren-Katalogen bestimmen, nicht aber die jeweiligen internen *Entwicklungsfaktoren* – insbesondere das institutionelle Gefüge und Produktionssystem der Regionen – einbeziehen. In derartigen Studien werden die Entwicklungspotentiale der Regionen mit *innovativen* Produktions- und Regulationssystemen systematisch *unterschätzt* und die Chancen von „Ausführungs-Regionen“ mit standardisierten Fertigungsaktivitäten im Hochtechnologiesektor immer wieder *überschätzt*. Auch die Gefährdung der Wettbewerbsposition jener Metropolregionen, die trotz guter Ausstattung mit Infrastrukturen und sog. Technologiezentren keine „innovativen“ regionalwirtschaftlichen Strukturen entwickeln, gerät in den traditionellen Ansätzen empirischer Regionalforschung nicht in den Blick. Die Schwachstelle liegt hier meines Erachtens in der altbackenen Sichtweise regionaler Entwicklungszusammenhänge und in einem Raumkonzept, nach dem Regionen als Behälter von allerlei Ausstattungsmerkmalen erscheinen und nicht in ihrer Qualität als Interaktionsräume wirtschaftlicher, sozialer und politischer Akteure wahrgenommen werden.

Ich möchte nun mit einem kurzen *Fazit* zum Schluß kommen: Der Regulationsansatz gehört zu jenen Konzepten der Gesellschaftsanalyse, die u. a. Konzepte der institutionellen und evolutionären Ökonomie nutzen und für die räumliche Differenzierung und regionale Spezifik von wirtschaftlichen Prozessen und gesellschaftlichen Institutionen sensibel sind. Regulationstheoretisch fundierte Regionalforschung trägt zu einem „integralen“ Verständnis von Wirtschaftsräumen und ihrer Entwicklung bei. Wenn der Ansatz als ein weiter zu entwickelndes Rahmenkonzept und Forschungsprogramm begriffen wird und es gelingt, einige Schwachstellen, auf die ich hingewiesen habe, zu überwinden, kann die Wirtschaftsgeographie und Regionalforschung von Beiträgen des Regulationsansatzes durchaus profitieren und zu einem erweiterten Verständnis des Entwicklungszusammenhangs von Raum und Gesellschaft gelangen.

## Literatur

- Amin, Ash (Hg.) 1994: Post-Fordism, a reader. Oxford.
- Bathelt, Harald 1994: Die Bedeutung der Regulationstheorie in der wirtschaftsgeographischen Forschung. In: Geographische Zeitschrift 82,2. S. 63-90.
- Berndt, Christian 1999: Institutionen, Regulation und Geographie. In: Erdkunde 53. S. 302-316.
- Danielzyk, Rainer 1998: Zur Neuorientierung der Regionalforschung – ein konzeptioneller Beitrag. Oldenburg.
- DiGiovanna, Steve 1996: Industrial districts and regional economic development: a regulation approach. In: Regional Studies 30,4. S. 373-386.

- Jessop, Bob 1995: The regulation approach, governance and post-fordism. In: *Economy and Society* 24. S. 307-333.
- Jones, Michael 1999: *New Institutional Spaces*. London.
- Krätke, Stefan 1996: Regulationstheoretische Perspektiven in der Wirtschaftsgeographie. In: *Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie*, 40,1-2. S. 6-19.
- Krätke, Stefan 1997: Une Approche Régulationniste des Études Régionales. In: *Association Recherche et Régulation* (Hg.): *L'Année de la Régulation. Économie, Institutions, Pouvoirs*. Volume 1. Paris. S. 263-297.
- Krätke, Stefan 1999: A regulationist Approach to Regional Studies. In: *Environment and Planning A* 31. S. 683-704.
- Krätke, Stefan, Susanne Heeg, Rolf Stein 1997: Regionen im Umbruch, Probleme der Regionalentwicklung an den Grenzen zwischen „Ost“ und „West“, Frankfurt/M./New-York.
- Krätke, Stefan, Renate Borst 2000: *Berlin – Metropole zwischen Boom und Krise*. Opladen.
- Lipietz, Alain 1993: The local and the global: regional individuality or interregionalism? *Transactions of the Institute of British Geographers* 18,1. S. 8-18.
- Leborgne, Daniele, Alain Lipietz 1990: Neue Technologien, neue Regulationsweisen: Einige räumliche Implikationen. In Borst, Renate et al. (Hg.): *Das neue Gesicht der Städte. Theoretische Ansätze und empirische Befunde aus der internationalen Debatte*. Basel/Boston/Berlin. S. 109-129.
- Moulaert, Frank 1996: Rediscovering spatial inequality in Europe: building blocks for an appropriate „regulationist“ analytical framework. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 14. S. 155-179.
- Tickell, Adam, Jamie Peck 1992: Accumulation, regulation and the geographies of post-Fordism: missing links in regulationist research. In: *Progress in Human Geography* 16. S. 190-218.

Hans Joachim Kujath ■

# Die soziale Ordnung von Wirtschaftsregionen

## 1 Entdeckung der Region als gesellschaftlicher Raum

Ein Blick zurück in die Geschichte der Soziologie zeigt, daß aus soziologischer Sicht die Region erst in jüngerer Zeit als eigenständiger Forschungsgegenstand an Relevanz gewonnen hat<sup>1</sup>. Die Soziologie behandelte die Region nicht als eine „natürliche“ Einheit sozialer und wirtschaftlicher Aktivitäten und mithin auch nicht als ihr Themenfeld, sondern eher als eine derivate Kategorie (Sabel 1994, 102). Mit dem Begriff der „Region“ verfügte man über ein Hilfsmittel für räumliche Abgrenzungen, nicht aber für die Erklärung räumlicher Phänomene. Soziologische Theoriebildung bezog sich auf „soziales Handeln“ und damit verbundenes „Sinnverstehen“ und verwies die räumliche Dimension eher in den Bereich externer Restriktionen oder von Umweltbedingungen, die aus ihrem eigentlichen Themenfeld ausgegliedert blieben. Ähnlich wie in den Wirtschaftswissenschaften fügten sich die Mainstream-Theorien der Soziologie in das Paradigma Talcott Parsons (1951, 1971), der das soziale Leben in vier Quadranten eingeteilt hat: in einen für die Ökonomen, in einen für die Politikwissenschaftler, in einen für die Soziologen und einen für die Anthropologen. Bindestrichwissenschaften führen in diesem System ein Schattendasein (vgl. Dobbin 1999, 53).

In die festgefügt Fronten ist seit einigen Jahren Bewegung gekommen. Dazu haben, zumindest für den Bereich der Wirtschaftsräume, verschiedene *wirtschaftssoziologische* Arbeiten, vor allem die der Soziologen Michael Piore und Charles Sabel beigetragen, deren Buch „The Second Industrial Divide“ (1984) eine breite Diskussion über die Existenz und den Wandel regionaler Ökonomien sowie deren Einbettung in regionale soziale Zusammenhänge angestoßen hat. Im Gefolge dieser Arbeit und teilweise auch parallel zu ihr hat sich eine soziologische Regionalforschung etabliert, die durch eine große Vielfalt der Sichtweisen und Zugänge sowie durch Schnittstellen mit der Humangeographie und Regionalökonomie geprägt ist. Mit der Region als einem kollektiven und kooperativen Subjekt bzw. handlungsfähigen Akteursgeflecht – und zwar ausdrücklich auch unter Einbeziehung der Akteure aus der Wirtschaft – beschäftigen sich inzwischen die Institutionen-, Industrie-, Wirtschafts- und Organisationssoziologie (im deutschsprachigen Raum z. B. Tödting 1990, Grabher 1993, Zündorf 1994, Voelzkow 1998, 1999, Kujath 1998, 1999).

Alle diese neuen, sich auf Räume und speziell Regionen beziehenden soziologischen Bemühungen kreisen um die Interpretation, aber auch kritische Hinterfragung der Region als eines sozialen Interaktionszusammenhangs, den die Akteure innerhalb eines von ihnen selbst geschaffenen „physischen“ geographischen Raumes bilden. Als gemeinsamer begrifflicher Nenner der verschiedenen Forschungszugänge kann das „gesellschaftliche Raumkonzept“ gelten. Zu diesem theoretischen Konzept haben insbesondere die Arbeiten Anthony Giddens (1995) beigetragen, der in Auseinandersetzung mit der Zeitgeographie Hägerstrands in seiner soziologischen Theorie der Strukturierung auch die zeitliche und räumliche Kontextualität gesellschaftlichen Handelns herausgearbeitet hat. Dieses Konzept läßt sich aus dem Wirken folgender Einflußgrößen ableiten:

1. Der regionale Raum konstituiert sich aus den materiell-physischen Elementen, d. h. den hergestellten, standortgebundenen Sedimentierungen menschlichen Tuns sowie der Positionierung der Körper. Es handelt sich um den Bezugsrahmen gesellschaftlichen Handelns (Raumstruktur).
2. Innerhalb dieses Bezugsrahmens reproduzieren sich soziale Praktiken, finden gesellschaftlicher Austausch und Handlungen der mit Produktion, Nutzung und Aneignung der materiell-physischen Elemente befaßten Menschen (eingebettet in Sozialstrukturen und Machtverhältnisse und gebunden an lokale bzw. regionale Identitäten) ihren Platz. Es sind diese Interaktionen und Handlungen, die zugleich den Raum in seiner materiell-physischen Erscheinung formen.
3. Das Institutionensystem, also das System von kognitiven und normativen Regeln, das das Verhalten der Akteure kanalisiert und das im Prozeß gesellschaftlicher Interaktion und Handlungen entsteht und sich wandelt (Gesetze, Verträge auf der einen Seite, Glaube, Werthaltungen, Gewohnheiten auf der anderen Seite), fungiert als Vermittlungsglied zwischen dem materiellen Substrat und der gesellschaftlichen Praxis, indem es Regeln der Verfügung über Ressourcen (z. B. Eigentum von Grund und Boden), der Machtausübung, der Gestaltung von Kontrollbeziehungen usw. setzt.
4. Ein mit dem materiellen Substrat verbundenes räumliches Zeichen-, Symbol- und Repräsentationssystem (zur kognitiven Erkennbarkeit, zur affektiven Besetzung und mit spezifischen „Gebrauchsanweisungen“) läßt materielle Milieus entstehen, die gleichzeitig Elemente einer „kristallisierten Geschichte“ oder ein „kollektives Gedächtnis“ der Gesellschaft verkörpern.

Innerhalb des kategorialen Rahmens gesellschaftlicher Räume erscheint die Region als eine intermediäre Gesellschaftsebene zwischen den weltmarktbestimmten Teilsystemen der Ökonomie und den Lebens- und Arbeitszusammenhängen des Mikro-Ortes<sup>2</sup>.

## **2 Das Konzept der regionalen Produktionsmilieus**

Das auflebende wirtschaftssoziologische Interesse an der Region resultiert aus der verbreiteten Einschätzung, daß mit ihr ein zukunftsweisender Kontext wirtschaftlicher

Interaktion bezeichnet wird, in dem sich

- besonders erfolgreiche wirtschaftliche Beziehungssysteme etablieren (Sabel 1994),
- sich zunehmend gesellschaftliche und politische Interessen artikulieren und organisieren (Voelzkow 1998, Fürst 1998) sowie
- neue gesellschaftliche Institutionensysteme bilden.

Sabel begründet das wachsende Interesse mit veränderten gesellschaftlichen, technologischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, die zu einer Neubewertung der Raumkonfigurationen insgesamt führen. Danach erfährt die Wirtschaftsregion als gesellschaftlicher Raum aus folgenden Gründen eine Aufwertung: Unter den Bedingungen turbulenter Weltmärkte, kürzerer Innovationszyklen bei gleichzeitig immer komplexer werdender Produkte komme es zur Auflösung der bisher dominanten industriellen Organisationsstrukturen. Der vertikal integrierte, an einem Standort zusammengefaßte Großbetrieb werde durch ein unternehmerisch desintegriertes, aber regional tendenziell integriertes Produktionssystem ersetzt. Große multinationale Unternehmen reagierten auf die Herausforderung sich globalisierender Märkte mit einer Flexibilisierung ihrer Produktionsstrukturen, indem sie ihren Filialen auf der regionalen Ebene größere Handlungsspielräume zugestehen. Die kleineren und mittleren Unternehmen suchten hingegen Größe mit Flexibilität durch organisatorische Hybridformen bzw. Kooperationsstrategien zu verbinden. Das regionale Gefüge der Wirtschaft werde dadurch – im Unterschied zur alten hierarchischen Organisation – durch regionale Allianzen, Subkontraktbeziehungen, gemeinsame Forschung usw. geprägt. Sabel bezeichnet diese Prozesse als „re-emergence of regional economies“ (Sabel 1989).

Die Region verdichtet sich zu einem sozio-ökonomischen Wirkungsfeld auch unter dem Druck nachlassender staatlicher Handlungsfähigkeit und weltweit wirksamer Standortkonkurrenz. Als Folge der Erosion der traditionellen staatlichen Regulationsmöglichkeiten sehen sich die Regionen in zunehmenden Maße gezwungen, ihre Interessen nicht mehr nur als Bestandteil nationaler Politiken wahrzunehmen, sondern sich auf die eigenen Möglichkeiten zu besinnen, die regionale Produktionsbasis und die Förderung der endogenen regionalen Potentiale in den Mittelpunkt regionaler Governance zu stellen (vgl. Cooke 1996). Von einigen Autoren wird bereits die Doktrin eines „regional state“ (Ohmae 1990) verbreitet, der sich aus der nationalen Volkswirtschaft herauslöst und sich kulturell und organisatorisch tendenziell gegenüber dem Nationalstaat verselbständigt.

Eine erklärende Annäherung an die sich von einem passiven Träger wirtschaftlichen Handelns zu einer aktiven Struktur wandelnde Rolle von Regionen wird mit dem Konzept der regionalen Produktionsmilieus versucht. Dessen Wurzeln liegen in den Traditionen der soziologischen Milieuanalysen (vgl. Keim 1979). Mitte der 80er Jahre sind die theoretischen Konstrukte des Milieukonzepts von Ökonomen und Wirtschaftssoziologen aufgegriffen und für die Analyse des Wirkungsgefüges von regionalen Ökonomien fruchtbar umformuliert worden (vgl. GREMI, Groupe de Recherche Europeen sur les Milieus Innovateurs). Der Begriff Milieu fungiert in diesem neuen Zusammenhang als eine

Metapher für die Erklärung regionaler Einbettung wirtschaftlichen Handelns in ein kulturelles, soziales und politisches Wirkungsgefüge. Er führt sozio-kulturelle, organisatorische und psychologische Sichtweisen zur Erklärung unterschiedlicher wirtschaftlicher Entwicklungsverläufe von Regionen zusammen (vgl. Camagni 1991).

Mit dem Milieukonzept wird die Dynamik regionaler Produktionssysteme als das Ergebnis kollektiver regionaler Lernprozesse erklärt, die sich auf ein spezifisches regionales Bewußtsein, eine regionale Identität und regionstypische Produktions- und Verkehrsformen stützen (Maillat 1996). Milieus stellen danach eine von den Akteuren selbst produzierte Ressource dar, von der eine stabilisierende und unter bestimmten Bedingungen Innovationen fördernde Wirkung auf das Ensembles von Einrichtungen und Akteuren ausgeht. In der Literatur wird an zahlreichen Beispielen aus High-Tech-Regionen, aber auch aus Regionen mit spezialisiertem Design-Wissen nachgewiesen, wie aus dem Zusammenspiel von regionsgebundenen Wissensbeständen, Regeln und Normen sowie dem Beziehungssystem die Fähigkeit des regionalen Ensembles von Akteuren erwächst, auf die Schocks und Turbulenzen der Weltmärkte flexibel zu reagieren und neue Ressourcen für wirtschaftliches Wachstum zu generieren (z. B. Heidenreich 1997). Läßle spricht von regionsspezifischen Institutionen, Organisations- und Regulationsweisen, die positive gleichgerichtete Rückkopplungsprozesse vermitteln können und auf diese Weise einen Wachstum und Innovation tragenden Prozeß regionalwirtschaftlicher Entwicklung verstärken können (Läßle 1998, 71).

Regionale Produktionsmilieus lassen sich als nach außen offene regionale Einheiten mit

- (1) regionsspezifischen Regeln, Normen und Werten (Institutionen),
  - (2) einem Pool von Beziehungen und
  - (3) eigenen (kollektiven) Wissensbeständen
- definieren.

Zu (1): Regeln und Normen stabilisieren das Verhalten der Akteure und schaffen in einer als unsicher wahrgenommenen Welt Ordnung. Sie stabilisieren innerhalb wiederkehrender Situationen die wechselseitig aufeinander bezogenen Erwartungen der Akteure und tragen zu einer kollektiven Gesamtorientierung und zur Vertrauensbildung in das regionale soziale System bei. Konkret zeigt sich dies beispielsweise in der Entwicklung regionsspezifischer Arbeitsethik oder in der Bereitschaft der Unternehmen, zu kooperieren und sich – ungeachtet des Wettbewerbs – gegenseitig zu unterstützen. Das Milieu gilt als Stabilisator in einer von Risiken geprägten Welt, d. h. es gibt den Akteuren Handlungssicherheit unter Bedingungen unvollständiger Informationen und hohen Transaktionskosten auf schwer überschaubaren Märkten.

Zu (2): Milieus sind verbunden mit einem dichten, sich dynamisch verändernden Netzwerk von Beziehungen zwischen produzierenden Unternehmen, Dienstleistern, Forschungs-, Ausbildungs- und Finanzeinrichtungen, Gewerkschaften sowie den politischen Akteuren. Camagni beschreibt das regionale Milieu als ein Ensemble oder als ein

komplexes Netzwerk hauptsächlich informeller sozialer Beziehungen in einem begrenzten geographischen Raum. Dieses Netzwerk werde zusammengehalten durch ein spezifisches äußeres „Image“ und eine spezifische innerregionale Identität, durch ein Zusammengehörigkeitsgefühl, das die innovativen Handlungsmöglichkeiten sowie synergetische und kollektive Lernprozesse fördert (Camagni 1991, 3). Ähnlich argumentiert auch Maillat, der unter dem Milieu des lokalisierten Produktionssystems ein durch informelle soziale Beziehungen gebildetes Umfeld versteht, das durch eine Homogenität von Regeln und Normen geprägt ist.

Zu (3): Mit den Wissensbeständen der Region sind nicht nur die technologischen Fähigkeiten gemeint, sondern auch die kommerziellen und organisatorischen Fähigkeiten, den technischen Wandel zu verarbeiten, auf Marktveränderungen zu reagieren und das Qualifikationspotential einer Region weiterzuentwickeln. Die Funktion des Milieus besteht in diesem Rahmen darin, einen Kontext anzubieten, der kollektive Lernprozesse stützen und stimulieren kann, der also die Fähigkeit der Akteure fördert, neues Wissen zu generieren, dieses mit vorhandenem Wissen zu kombinieren, es zu kodifizieren und unter Bedingungen unvollständig bleibender Kenntnisse über die Märkte in neue innovative Projekte einzubringen (Perrin 1991, Maillat 1996). Innovative regionale Produktionsmilieus zeichnen sich dadurch aus, daß sie die regionale Akteure stimulieren, immer speziellere Techniken oder Design-Fähigkeiten zu beherrschen und die sozialen bzw. organisatorischen Barrieren der Wissensdiffusion abzubauen. Aus dem Zusammenspiel aller drei Einflußgrößen können alle Unternehmen einer Region Vorteile gegenüber isoliertem Wirtschaften ziehen, da in einem solchen Beziehungsraum positive Effekte entstünden, die sich für jedes einzelnen Unternehmen als externe, für die Region insgesamt aber als interne darstellten (Enright 1996). Colletis und Pecqueur (1994) bezeichnen die von Milieus auf die regionale Wirtschaft ausgehenden Effekte konsequenterweise als Beziehungsrenditen.

Diese noch recht allgemeinen Formulierungen über das Milieu als Ensemble von sozial strukturierten Beziehungen der Produktion und ihres Umfeldes lassen sich mit Hilfe relativ konsistenter Theoriegebäude der soziologischen Institutionen- und Organisationsforschung präzisieren und methodisch operationalisieren.

### **3 Institutionalisation von Wirtschaftsregionen**

Betrachten wir zunächst die für das Konzept des regionalen Produktionsmilieus konstitutiven Regeln und Normen, das Institutionensystem regionaler Wirtschaftsbeziehungen.

#### **Institutionen als soziales Kapital regionaler Produktionssysteme**

Es ist bekannt, daß bereits einfache Tauschvorgänge sich nicht in einer Welt vollständiger wechselseitiger Information der Tauschpartner abspielen, d. h. daß der in den neoklassischen ökonomischen Theorien vorausgesetzte hyperrationale Mensch nicht existiert, ein

Individuum vielmehr unter Bedingungen begrenzter Informiertheit und folglich Unsicherheit handelt. Ohne Vertrauen in die Erfüllung von Erwartungen, die Einhaltung von Spielregeln und ihre Absicherung durch Einrichtungen der Erfüllungssicherung können Transaktionen unter solchen Bedingungen kaum gelingen. Noch mehr gilt dies für die modernen Gesellschaften mit ihren hochentwickelten Produktionssystemen. In ihnen tritt deutlich zutage, daß Marktwirtschaft sich auf spezifische sozio-kulturell geprägte Institutionen gründet und die Austauschbeziehungen, welche die einzelnen Stufen der Produktion und des Konsums vermitteln, auf die Bindekraft von Institutionen angewiesen sind. Max Weber bezeichnet den Tausch auf Märkten noch als Archetypus rationalen gesellschaftlichen Handelns, dem die spezifische „Marktethik“ der formalen Unverbrüchlichkeit des einmal Versprochenen zugrunde liegt (Weber 1956, 490). Faktisch bewegen wir uns aber auf unvollkommenen Märkten, auf denen z. B. auch Anreize zum Trittbrettfahren und Betrug bestehen. Hinzu kommt, daß Informationen kostspielig sind und ungleich auf die Tauschpartner verteilt sind. Wegen dieser Unvollkommenheit der Märkte bedarf es spezifischer institutioneller Regelungen, mit denen die Tauschvorgänge beherrschbar werden, wobei diese Regeln ihrerseits – je nach ihrer Ausgestaltung – Unvollkommenheiten auf den Märkten bewirken können.

Erst die Institutionenbildung macht Wertvorstellungen und Normen zu allgemeingültigen Handlungsregeln und ermöglicht es den Akteuren, außerhalb der engeren persönlichen Beziehungen in vertrauten Gemeinschaften (z. B. familialen Gemeinschaften, Dorfgemeinschaften) wirtschaftliche Handlungsorientierung zu finden – im Vertrauen auf die allgemeine Geltung des Institutionensystems (institutionenbasiertes Systemvertrauen). Da sich nicht alle Eventualitäten in kodifizierten formalisierten Institutionen – in Regeln des positiven Rechts und formellen privaten Regeln – vorwegnehmen lassen und diese Regelungen auch als solche von den Akteuren internalisiert werden müssen, um wirksam zu sein, spielen informelle Selbstbeschränkungen mittels allgemein akzeptierter Verhaltensregeln, die das Verhältnis von Rechten und Pflichten stabilisieren, eine herausragende Rolle für die Stabilisierung der Handlungskontexte in regionalen Milieus. Nach Richard Scott bestehen Verhalten stabilisierende Institutionen oder Regeln aus zwei Elementen:

1. aus normativen sozialen Regeln wie Verhaltenskodizes (Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Fairness usw.), Sitten, Gebräuchen, Konventionen, Leitbildern vom guten Wirtschaften und
2. kognitiven Regeln, die das „Spiel“ der Akteure regeln, d. h. Situationen definieren und z. B. Positionen, Verfügungsrechte, Handlungsmengen, Informationsaustausch, Abgrenzungen festlegen.

Die Stabilität jeder Organisation – auch des regionalwirtschaftlichen Ensembles von Unternehmen – beruht auf solchen geteilten normativen und kognitiven Regeln, mit deren Hilfe die Akteure ihr eigenes Handeln mit dem fremder Akteure verbinden. Sie ermöglichen eine Routinisierung alltäglicher Aktivitäten und tragen unhinterfragt zu einem gemeinsamen subjektiven Verständnis der Umwelt bei (vgl. Scott 1994, 56). Jede mensch-

liche Institution ist eine Sedimentierung von solchen geteilten Interpretationen oder eine Kristallisation von Deutungen, die ihrerseits auf die Sichtweisen der handelnden Akteure zurückwirkt (vgl. Berger/Kellner 1981).

In dieser Funktion – der Setzung allseits akzeptierter Normen und Regeln des regionalen Beziehungssystems – bilden Institutionen eine *kollektive Ressource* bzw. ein *soziales Kapital*, das tendenziell von allen Akteuren produktiv genutzt werden kann, die Teil dieser regionalen Ordnung sind (Burt 1992, 59, Coleman 1988, 1990, Putnam 1993, 167 f.). Diese Ressource wird auch als *Vertrauenskapital* (Albach 1980) bezeichnet, womit zum Ausdruck gebracht wird, daß es sich zu wesentlichen Teilen um eine Ressource handelt, die es erleichtert, risikobehaftete Entscheidungen unter Bedingungen unvollkommener Informationen über das Umfeld zu bewältigen. Soziales Kapital wirkt als sozialer „Kitt“ und sorgt dafür, daß die in Regionalanalysen oft erwähnten Stärken der traditionellen kollektiven Wettbewerbsgüter (z. B. technische Infrastrukturleistungen, überbetriebliche Dienstleistungen, Technologietransfer, Aus- und Weiterbildung, gemeinschaftliches Marketing, überbetriebliche öffentliche Forschungs- und Entwicklungsleistungen) sich überhaupt erst entfalten können.

**D**ie verhaltensregulierende Stellung der Institutionen in Bezug auf Stabilität und Dynamik regionaler Produktionsmilieus ist weniger augenfällig in solchen Regionen, in denen institutionelle Arrangements als Bestandteil des alltäglichen Lebens selbstverständlich vorausgesetzt werden. Deutlich tritt ihre Rolle in solchen Regionen hervor, in denen es an verbindlichen Verhaltensorientierungen des Wirtschaftens fehlt. Regionen, in denen Konventionen, Normen und Leitbilder in Widerspruch zu den Prinzipien der Marktwirtschaft geraten, in den z. B. die individuelle Verantwortungs- und Risikobereitschaft gering ausgeprägt ist sowie das Wettbewerbsverhalten unterentwickelt ist, dürfte es schwer fallen, in welcher konkreten Form auch immer, eine starke marktwirtschaftliche Wettbewerbsposition zu erringen. Wie die Probleme in manchen Transformationsstaaten Mittel- und Osteuropas belegen, können die in diesen Ländern eingeführten formellen Regeln der Marktwirtschaft (Vertragsfreiheit, Privateigentum und Haftung) häufig keine das Verhalten bestärkende Wirkung entfalten, solange sie von den wirtschaftenden Akteuren nicht internalisiert werden. Nach North weichen die wirtschaftlichen Akteure in sozialen Systemen, in denen das Vertrauen in die allgemeine Akzeptanz der Wirksamkeit der formellen Regeln der Marktwirtschaft unentwickelt ist, aus der Organisation von Produktionsbeziehungen mit ihrer langfristigen Perspektive in Aktivitäten mit kurzen Zeithorizonten aus: in den Handel, in die Systeme der Umverteilung, auf die „Schwarzen Märkte“ und in eine auf personalisierte Tauschsysteme sich beschränkende Untergrundwirtschaft (North 1990).

Mit Verweis auf die Globalisierungstendenzen wird nun behauptet, daß sich im globalen Wettbewerb jene institutionellen Lösungsformen durchsetzen werden, die im Hinblick auf wirtschaftliche Effizienz optimal seien, also zur Nivellierung der noch vorhanden nationalen und regionalen Unterschiede führen würden. Unterstellt wird, daß in

einem „trial and error“ Verfahren das optimale Modell ökonomischer Institutionen gefunden werden könne. Aus institutionentheoretischer Sicht hätte dies eine Auflösung regionaler und nationaler institutionell geprägter Räume zur Folge. Wie Dobbin (1999) überzeugend an Beispielen aus Südostasien, Nordamerika und Westeuropa nachweist, sind die erfolgreichen Ökonomien der westlichen Welt jedoch nicht an einem einzigen vermeintlich optimalen Modell orientiert, sondern organisieren sich entlang ganz unterschiedlicher Pfade. Auf der regionalen Ebene finden sich z. B. unterschiedliche erfolgreiche institutionelle Modelle wie

- das auf familiären Banden basierende lokale System des industriellen Distrikts in Italien,
- das auf Wettbewerb, Kooperation und Venture-Capital basierende System der „neuen Ökonomie“ in Kalifornien, oder
- das um Schlüsselbetriebe sich gruppierende korporatistische nationale Produktionssystem in den deutschen Wirtschaftsregionen.

Welche institutionellen Regeln, Wert- und Normensysteme sich durchsetzen und welche von diesen besonders effizient sind, läßt sich also nicht grundsätzlich bestimmen, sondern muß den (historischen) Entwicklungspfad jedes institutionellen Raumes berücksichtigen.

Solche Pfadabhängigkeit läßt sich mit Hilfe der Modellüberlegungen der Spieltheorie in vereinfachender Weise modellieren. Danach sind Institutionen in komplexen Akteursbeziehungen nicht nur Voraussetzung für die Ordnung eines solchen Beziehungssystems, sondern diese bilden sich auch in fortgesetzten und sich wiederholenden Austauschakten heraus (Axelrod 1984). Die Ordnung innerhalb eines Netzes von Beziehungen ist also immer extern vorstrukturiert durch die Normen und Wertvorstellungen, die die Akteure in das Beziehungssystem einbringen. Im Verlauf der sich entfaltenden Austauschbeziehungen treten jedoch zunehmend interne Strukturierungsleistungen auf, „die gerade das *emergente Ordnungsniveau des Sozialen* ausmachen“ (Kappelhoff 1993, 75). So entstehen in den Routinen des alltäglichen Handelns vieler postsozialistischer Gesellschaften neue Institutionen, die sie möglicherweise immer weiter von den Regeln einer funktionierenden Marktwirtschaft entfernen (soziales Kapital wird tendenziell zerstört), während in den westlichen Gesellschaften unterschiedliche institutionelle Pfade des regionalökonomischen Erfolgs beschritten werden (soziales Kapital wird akkumuliert).

Zu ergänzen ist, daß institutionelle Arrangements nicht nur an die sich wiederholenden Erfahrungen über das Verhalten der beteiligten Akteure innerhalb eines lokalen oder regionalen Wirtschaftszusammenhangs anschließen, sondern auch in länderspezifische gesellschaftlich sanktionierte Verkehrsregeln eingebettet sind. Nelson (1993) und Lundvall (1995) sprechen aus diesem Grund auch von nationalen Innovationssystemen, andere Autoren von nationalen Produktionssystemen, z. B. vom „deutschen Produktionsmodell“ im Kontrast zum „angelsächsischen Konkurrenzmodell“ (Audretsch 1995, Soskice 1997). Sie bringen damit zum Ausdruck, daß die nationalen institutionellen Kontexte mehr oder

weniger die regionalen Beziehungssysteme überlagern. Mit der Öffnung des nationalen Systems scheinen nun aber Institutionen der supranationalen Ebene (z. B. EU) und im Gegenzug der regionalen Ebene in Konflikt mit den nationalen Systemen zu geraten. Das gesamte Institutionensystem befindet sich zur Zeit in einem dynamischen Wandlungsprozeß, wobei es zwischen den einzelnen institutionellen Ebenen zu erheblichen Spannungen kommen kann, die sich vor allem über die Zuständigkeiten und Handlungsmacht der Regionen und supranationalen Beziehungssysteme entzünden. Die Leistungsfähigkeit der regionalen Institutionen hängt also auch davon ab, wie sie in die Vermittlungsstrukturen zwischen den institutionellen Ebenen eingebaut sind.

### **Institutionen räumlicher Agglomerationsbildung**

In der Definition der regionalen informellen Institutionen als einer kollektiven, die Produktionsmilieus strukturierenden außerökonomischen Ressource gibt es Parallelen zu den in den Wirtschaftswissenschaften definierten externen Effekten, den Lokalisations- und Urbanisationseffekten, die zur Erklärung der räumlichen Agglomerationsbildung herangezogen werden. Während die externen Effekte in der wirtschaftswissenschaftlichen Betrachtung aber schwer faßbar sind, weil es sich um nichtmarktliche – externalisierte und kollektive – Güter handelt, rückt in der institutionensoziologischen Sicht dieser Aspekt in den Mittelpunkt. Agglomerationsbildung erklärt sich aus dem Bedürfnis der wirtschaftenden Akteure, das soziale Umfeld als ein soziales Kapital produktiv zu nutzen. Je komplexer die wirtschaftlichen Beziehungen sind und je weniger es sich um einen kodifizierbaren Informationsaustausch handelt, um so wichtiger dürfte der institutionelle Kontext für die Bewältigung der Transaktionsprobleme sein. Ein solcher bildet sich in der Beziehungsdichte und -vielfalt von Agglomerationen leichter heraus als in anderen Räumen. Man kann die Agglomerationsbildung also auch als räumliche Organisation eines Arrangements von Akteuren innerhalb eines ebenfalls räumlich gebundenen institutionellen Kontextes betrachten, der den Akteuren in örtlich spezifischer Weise Sicherheit in ihrem Handeln vermittelt und die Transaktion von Informationen erleichtert. Da kollektive Ressourcen nicht dem wirtschaftlichen Ausschlußprinzip unterliegen, binden erfolgreiche Regionen nicht nur jene Akteure, die zur Produktion dieses Erfolges beigetragen haben, sondern locken auch externe Akteure an, die mit ihren Fähigkeiten zu einer Ausweitung der regionalen Entwicklungsmöglichkeiten beitragen (vgl. Perrin 1991, 42).

Mit Hilfe des analytischen Instrumentariums der Institutionentheorie lassen sich innovationsfördernde Formen der Institutionenbildung in Agglomerationen von innovationshemmenden unterscheiden. Es läßt sich zum Beispiel belegen, daß die Agglomerierung der sozialen Akteure nicht automatisch eine innovationsfördernde Institutionenstruktur hervorbringt. Wer die ostdeutschen Agglomerationen kennt, weiß, daß bloße räumliche Nähe noch kein soziales Kapital darstellt und noch keine positiven externen Effekte auslöst. In anderen Agglomerationen wiederum hat sich zwar ein hochentwickeltes Institutionensystem herausgebildet, das die Verlässlichkeit und Sinnhaftigkeit des Handelns

stabilisiert, aber nicht fähig ist, z. B. wirtschaftliche Strukturbrüche in das eigene Regelsystem zu integrieren. Eine solche „lock-in“ Situation gemeinschaftlicher Denk- und Anschauungsweisen ist z. B. von Grabher (1993) für die regionalen Produktionskomplexe und politischen Governance-Komplexe des Ruhrgebiets nachgewiesen worden. Der gefestigte institutionelle Rahmen diktiert hier die weitere regionale Entwicklung. Gleichzeitig stellt sich in solchen sich selbst blockierenden regionalen Milieus die Frage, wie aus den gegebenen Normen und Spielregeln ausgebrochen und eine Anpassung an die veränderten Rahmenbedingungen bewirkt werden kann.

#### 4 Wirtschaftsregion als interorganisationales Beziehungssystem

In der institutionentheoretischen Diskussion der regionalen Produktionsmilieus kommt bereits zum Ausdruck, daß zwischen Institutionen und Organisationen symbiotische Beziehungen bestehen, und weiter, daß der gesellschaftliche Raum nicht nur institutionell überformt ist, sondern – wie DiMaggio und Powell (1983) ausführen – eine Gemeinschaft von Organisationen bildet, die demselben Institutionensystem angehören (*Raum des institutionellen Lebens*). Im folgenden wird der Frage nachgegangen, welche institutionellen Arrangements mit welchen interorganisationalen Strukturen verbunden sind und welche Rolle die Regionen in den unterschiedlich institutionalisierten Beziehungssystemen spielen.

Von Granovetter (1973) ist eine einfache Argumentationsfigur vorgestellt worden, die den Zusammenhang von regionalen Institutionen und regionalen Interorganisationsbeziehungen erschließen kann. Mit seinem Bild der Stärke von „*weak ties*“ in sozialen Beziehungssystemen im Gegensatz zur Schwäche von „*strong ties*“ lassen sich für die Dynamik von Wirtschaftsregionen fruchtbare Schlussfolgerungen ziehen. So wird mit dem Bild der „*strong ties*“ eine meist hierarchische Beziehung zwischen Wirtschaftssubjekten beschrieben, deren Schwäche darin besteht, sich tendenziell abzuschotten, d. h. sich neuen, innovationsfördernden Informationen zu verschließen. Umgekehrt werden „*weak ties*“, also lose Kontakte und Brücken als essentiell für den Informationsfluss zwischen ansonsten voneinander separierten Akteuren und Akteursgruppen angesehen. Die Stärke der lockeren Beziehungen besteht darin, daß Abschottungstendenzen vermieden werden und Diffusionsprozesse von Informationen leichter stattfinden. In den durch „*weak ties*“ geprägten Beziehungssystemen entwickeln sich mehr und vielfältigere Beziehungen sowohl innerhalb des regionalen Rahmens als auch gegenüber Akteuren außerhalb der Region. Da in diesen Beziehungssystemen informelle Kontakte, im Gegensatz zu den durch „*strong ties*“ geregelten Austauschformen, eine tragende Funktion einnehmen, sind diese regionalen Arrangements zwangsläufig auch in ein entfaltetes informelles System an normativen und kognitiven Regeln eingebettet, worauf Camagni (1991), das Beispiel der industriellen Distrikte im „Dritten Italien“ vor Augen, nachdrücklich hinweist.

Für eine systematische Charakterisierung der sozialen Interaktionszusammenhänge zwischen den wirtschaftlichen Akteuren einer Region sind weitere organisationssoziologische Überlegungen, wie sie von Astley und Fombrun (1983) angestellt werden, hilfreich. Danach kann neben den Unterscheidungsmerkmalen von „weak“ und „strong ties“ zwischen zwei Richtungen des mit dem ökonomischen Austauschsystem verbundenen sozialen Interaktionssystems unterschieden werden:

- zwischen vertikalen Interaktionen, die sich entlang der Liefer- und Wertschöpfungskette zwischen Anbietern und Kunden auf den Märkten, also innerhalb von „*traded interdependencies*“ entwickeln, und
- horizontalen Interaktionen innerhalb einer Branche oder verwandter Branchen, die zwischen konkurrierenden wirtschaftlichen Akteuren entstehen und sich vorwiegend als „*untraded interdependencies*“ vollziehen.

Aus diesen zwei, Intensität und Richtung der Interaktion bezeichnenden Merkmalspaaren wirtschaftlichen Handelns läßt sich eine Typisierung der Beziehungs- und institutionellen Einbettungsformen ableiten, die zugleich Aussagen über die wirtschaftlichen und räumlichen Effekte ermöglicht.

### **Produktionsverbund**

In der Bundesrepublik sind vertikale Produktionsverbände verbreitet, die sich häufig um große fokale Firmen organisieren. Sie besitzen in der Regel eine formalisierte interorganisatorische Struktur, d. h. basieren auf standardisierten Transaktionsbeziehungen zwischen Unternehmen und einem formalisierten Vertragssystem, das sich aus der wechselseitigen Abhängigkeit von gefestigten Anbieter-Kundenbeziehungen ergibt (z. B. langfristige Lieferverträge oder Systempartnerschaften). Die Kontrollformen der Einhaltung solcher Verträge ebenso wie die Sanktionen bei Nichteinhaltung sind gesetzlich geregelt („strong ties“). Dennoch ist gerade auch für diesen Typus ein erhebliches Maß an Vertrauen stiftenden informellen Institutionen erforderlich, die an den Schnittstellen zwischen den Betrieben wirksam werden müssen (vgl. *Tab. 1, Typ (1) Produktionsverbund*). Ein Großteil der Informationsflüsse zwischen den Partnern ist gleichwohl standardisierbar und kodifizierbar. Die Partner bilden organisatorisch und institutionell (Verträge) ein eng geknüpftes aufeinander bezogenes System, das vergleichsweise schwach in die umgebenden Beziehungsnetze und regionalen Milieus eingebunden ist.

### **Kontaktsystem**

In einer zweiten Variante vertikaler betriebsübergreifender Zusammenarbeit beobachten wir eine lose, informelle Koppelung der Beziehungen (*Typ (2) Kontaktsystem*). Derartige Muster der Koordination finden sich vor allem zwischen kleinen und mittleren Firmen, die sich auf diese Weise wirtschaftlich nutzbare Problemlösungskompetenz verschaffen und gleichzeitig die notwendige Flexibilität zur Kombination und Rekombination von Ressourcen bewahren („weak ties“). Am Beispiel der Organisation der Halbleiterindustrie

in Silicon Valley, aber auch der Firmennetze des Dritten Italien wird deutlich, wie sich innerhalb wenig formalisierter sozialer Kontaktnetze – unter Umständen mit Unterstützung von Brokern oder Fokus-Gruppen – die Aktivitäten der kleinen spezialisierten Firmen zu einer Wertschöpfungskette koordinieren lassen und aus dieser Kombination ein innovativer wirtschaftlicher Gesamtkomplex entsteht (Saxenian 1992, 316 f., Nohria 1992). Lockere soziale Verbindungen sind offener für die Adaption „radikaler“ Innovationen und die Rekombination von Wissen als die durchorganisierten Beziehungssysteme des Typs (1). Dieses System lockerer Zusammenarbeit wird zusammengehalten durch gemeinsame Verhaltensmuster, durch ein System gemeinsamer subjektiver Deutungsmuster dieses Verhaltens. In den Routinen der alltäglichen Interaktion in räumlicher Nähe kann dieses System sich leichter strukturieren und bestätigen als über große Distanzen.

Tab. 1: Klassifikation der sozialen Interaktion in wirtschaftlichen Beziehungssystemen

Quelle: eigene Darstellung

### **Interessenverbund**

Mit dem Typ des horizontalen Netzwerkes – das mit dem vertikalen in der Regel eng verflochten ist – wird ein anders gelagertes Beziehungssystem umschrieben. Inhaltlich geht es primär um ein *Pooling der Ressourcen* von Firmen verwandter Branchen. Dieser Beziehungstyp läßt sich aufgrund der Konkurrenz zwischen gleichartigen und verwandten Firmen nur punktuell in eine formalisierte Beziehungsstruktur integrieren. Dies ist beispielsweise dann der Fall, wenn die beteiligten Firmen Partnerschaften oder Interessen-

verbände (*Typ (3) Interessenverbund*) bilden. Ein solches Pooling setzt gegenseitige Übereinstimmung in den Zielen, die Internalisierung gemeinsamer Normen, Werte und Traditionen voraus, wie wir es z. B. beim Zusammenschluß der ostdeutschen mit der westdeutschen Schienenfahrzeugindustrie beobachten konnten. Damit eine horizontale Zusammenarbeit ihre innovative Wirkung entfalten kann, muß den in das Projekt einbezogenen Personen ein privilegierter Zugang zu den ansonsten konkurrierenden Partnerunternehmen gewährt werden. Es verwischen sich dadurch die Grenzen zwischen den beteiligten Unternehmen und es entsteht ein gemeinschaftlich kontrollierter Aktionsraum, der sich allerdings gegenüber Außenstehenden durch hohe Zugangsbarrieren abschottet („strong ties“). Aufgabe des Interessenverbundes ist der Ausschluß anderer und die Monopolisierung von Ressourcen. Ein spezifisches regionales Milieu ist nicht Bedingung für seinen Erfolg.

### **Community**

Die Konkurrenz der Unternehmen bildet eine Triebkraft zur Weiterentwicklung neuer Technologien, zur Erschließung neuer Anwendungsfelder von Technologien oder der Generierung neuen Wissens durch Verknüpfung vorhandener Wissens Elemente. Die Zwänge der Konkurrenz führen aber auch dazu, daß Firmen bemüht sind, ihre Kommunikation außerhalb von Märkten auf ein Minimum zu reduzieren, um das unternehmenseigene Wissen nicht mit den Konkurrenten teilen zu müssen. Unter solchen Bedingungen eines sich gegeneinander abgrenzenden unternehmerischen Verhaltens wird die Rekombination des Wissens in den Regionen außerordentlich stark behindert. Wettbewerb und Zusammenarbeit sind gleichwohl vereinbar, wenn beides auf unterschiedlichen Ebenen zwischen unterschiedlichen Akteuren stattfindet, z. B. über die Vermittlung Dritter, die Kontakt zu den Konkurrenten besitzen, oder über die Arbeitskräfte, die zwischen den konkurrierenden Firmen wechseln.

Zur Weiterentwicklung und Weitergabe von Know-how, Know-who und Know-where tragen vor allem die Institutionen der „kollegialen Gemeinschaften“ von Experten bei, die sich außerhalb der konkurrierenden Unternehmen bilden (*Typ (4) Community*). Derartige Gemeinschaften entstehen aus gemeinsamen Forschungszusammenhängen, gemeinsamer Ausbildung oder aus gemeinsamen Erfahrungen im Berufsleben (Manager). Netzwerke der Experten „überschreiten also betriebliche Grenzen, durchdringen gelegentlich sogar zwischenbetriebliche Konkurrenzabschottung und tragen somit zur (...) volkswirtschaftlich (...) nützlichen Diffusion wissenschaftlich-technischen Wissens bei“ (Zündorf 1994, 252). Zunehmend verbreitet sind von den Unternehmen selbst geförderte Formen der Zusammenarbeit, indem z. B. verschiedene im Wettbewerb stehende Unternehmen Mitarbeiter zur gemeinsamen Entwicklung einer Technologie oder eines gemeinsamen technologischen Standards abstellen (Internet, Mikroprozessoren usw.). Diese Formen der Zusammenarbeit über Unternehmensgrenzen hinweg erlauben eine Trennung von Marktkonkurrenz und gemeinsam interessierender Marktgestaltung (vgl. Wey 1999). In solchen Projekten agieren die Experten gleichsam als „boundary spanners“ zwischen der

Loyalität zum eigenen Unternehmen und zum unternehmensübergreifenden Projekt. Sie tragen bewußt dazu bei, daß aus individuellem Wissen – zumindest auf einigen wichtigen Wissensfeldern – eine von den Unternehmen nicht monopolisierbare, von ihnen aber gemeinsam angestrebte kollektive Wissensbasis geschaffen wird, die Produktivitäts- und Wachstumsbarrieren überwinden hilft.

Für diese Art des Wissensaustausches durch persönliche *Kommunikation* ist räumliche Nähe unverzichtbar. Sie ermöglicht erst den Informationsfluß. *Öffentliche Orte*, an denen Informationen ausgetauscht werden können, wie Lokale, Tagungen, Messen, öffentliche Forschungseinrichtungen usw. fungieren als Kontaktstellen dieses persönlich vermittelten Wissensaustauschs.

## 5 Regionstypen - Interaktionstypen

Wegen der Bindung der Interaktionen und Institutionen an soziale Kontexte und Orte führt der wirtschaftliche Wettbewerb zwangsläufig zu regionalwirtschaftlicher Ungleichheit selbst zwischen Regionen mit einer ähnlichen Branchenstruktur (vgl. Hudson 1999, 69). Während in einigen Regionen innovative unternehmerische Beziehungsnetze hoch entwickelt sind und die soziale Institutionenstruktur als kollektive Ressource den eingeschlagenen Pfad im Sinne der Förderung von Wissensaustausch und Risikominderung bestärkt, existieren derartige Standortvorteile in den meisten Regionen nicht (Normalregionen und periphere Regionen). Diese Unterschiede haben eine Tendenz, sich durch zirkuläre Routinen innerhalb der das Handeln steuernden formellen und vor allem informellen Institutionen zu verfestigen. Im folgenden werden einige regionale unternehmerische Beziehungskonstellationen hinsichtlich ihrer Transaktionsstruktur, ihrer institutionellen Differenzierung und ihrer Leistungsfähigkeit im Hinblick auf die Erzeugung von sozialem Kapital vorgestellt (vgl. Tab. 2).

### Vernetzte Region

Dieser Regionstyp ist geprägt durch ein dynamisches System loser Koppelung der unternehmerischen und personellen Beziehungen sowohl in der vertikalen als auch horizontalen unternehmensübergreifenden Zusammenarbeit. Unternehmen, die sich in den Bereichen neuer technik- und wissensintensiver Produktion engagieren, müssen, vor allem wenn sie eine neue Basistechnologie anwenden, mit einer großen Unsicherheit hinsichtlich der sich durchsetzenden technischen Lösungen und der Käuferpräferenzen rechnen. Die Entwicklung derartiger Produkte ist extrem „wissensintensiv“ und bedarf eines erheblichen Forschungs- und Entwicklungsaufwandes sowie der Verfügbarkeit von Risikokapital. Derartige Anforderungen lassen sich in Regionen mit einer entsprechenden Forschungsinfrastruktur, einer entsprechenden „scientific community“, anderen „overhead facilities“ (Dienstleistungen) und Ballung von Menschen mit dem benötigten Qualifikationspotential sowie Testmärkten befriedigen. Alle diese Stärken kommen aber nur zur Entfaltung, wenn

die potentiellen Nutznießer sich sicher sein können, diese Ressourcen im Rahmen eines stabilen regionalen Institutionensystems (Normen, Leitbilder, Einschätzungen) strategisch in ihre unternehmerischen Kalküle einbauen zu können. Dies trifft vor allem auf die „jungen“ kleinen und mittleren Unternehmen zu, deren Drang zur räumlichen Agglomeration und Inanspruchnahme der Institutionen als soziales Kapital besonders ausgeprägt ist. Kleinere Unternehmen verfügen nicht über die Möglichkeiten großer Unternehmen, die mit der Entwicklung und Einführung neuer Produkte anfallenden Transaktionen unternehmensintern zu erbringen, d. h. feste interne Regelsysteme zu institutionalisieren. Sie sind vielmehr angewiesen auf ein externes Umfeld, aus dem sie Transaktionssicherheit gewinnen können, Transaktionskosten abbauen und Economies of Scope realisieren können.

Zu diesem Regionstyp zählen zum einen die wachstumsstarken Metropolregionen mit ihren Dienstleistungsclustern und Forschungspotentialen, zum anderen aber auch neue Industrieregionen, in denen sich Firmen clustern, die an der Entwicklung und Markteinführung neuer innovativer Produkte arbeiten. Wer an dem Wissen und an den Prozessen der Wissensgenerierung und -transformation solcher Regionen teilhaben will, muß sich in der betreffenden Region niederlassen und mit seinem eigenen Wissenspotential zur Verstärkung des eingeschlagenen Entwicklungspfades beitragen. In der Folge wird sich die Attraktivität der Region für externe Investoren weiter erhöhen (Storper/Walker 1989).

### **Hierarchisch eingebundene Region**

In Produktionssystemen hingegen, die sich durch Standardisierung von Produktionsverfahren und damit der Durchsetzung von Economies of Scale auszeichnen – meist in späteren Phasen des Industriezyklus – beobachten wir eine Auflösung der räumlich integrierten Organisationssysteme. Es findet ein Wechsel von der Produktinnovation zur Prozeßinnovation statt. Verbunden damit sind unternehmerische Konzentrationsprozesse und eine zunehmende Sachkapitalintensität, mit anfangs steigenden und später stagnierenden Erlösen (wirtschaftliche Stagnation). In den betroffenen Regionen verliert die „scientific community“ ihre innovationsfördernde Bindekraft, und das spezifische informelle Institutionensystem zerfällt. Im Zusammenhang damit kommt es zu einer funktionalen und räumlichen Standortspaltung in der Wertschöpfungskette. Eine Verlagerung in Niedriglohn-Regionen wird vor allem dann gesucht, wenn durch weitere Kapitalintensivierung keine Reduzierung der Stückkosten mehr erreicht werden kann (vgl. Krätke 1997). Dies kann zur Schwächung der horizontalen Kommunikationssysteme auf regionaler Ebene führen, zur Entwertung des aufgebauten Bestandes an regionalem sozialen Kapital, während die vertikalen Interaktionen sich formell verfestigen und zugleich über den regionalen Rahmen hinauswachsen.

### **Kartellbildung und Auflösung der regionalen Organisation**

Unternehmen in regionalen Produktionszusammenhängen, die aus den verschiedensten Gründen Absatz- und Gewinneinbußen erleiden, tendieren zu Abwehrmaßnahmen, oft im

Verbund mit Gewerkschaften und politischen Entscheidungsträgern (vgl. Schätzl 1993, 200). In den alten, von spezifischen Industrien dominierten Regionen Europas ist zu beobachten, daß die von Schrumpfung betroffenen Branchen versuchen, sich durch Absprachen und Marktkontrolle gegen den interregionalen Wettbewerb zu wappnen. Das

Tab. 2: Institutionelle und organisatorische Typologie regionaler Agglomerationen

räumliche Beziehungsform:	an räumliche Nähe gebundene Transaktionsbeziehungen	räumlich ungebundene Transaktionsbeziehungen
soziale Beziehungsform:		
Integration	<b>(3) kartellierte Region:</b> Region als Raum horizontal verkrusteter Wirtschaftsbeziehungen und eines Closed Shop (sich regional abschottendes Institutionensystem)	<b>(2) hierarchisch eingebundene Region:</b> Region als Standort globaler vertikaler Produktionsverbünde und als wirtschaftlich dualisierter Raum (schwache regionale, starke überregionale Institutionen)
Desintegration	<b>(1) vernetzte Region:</b> Region als Raum eines dynamischen Produktionsnetzes und Kommunikationsraum (starkes, offenes regionales Institutionensystem)	<b>(4) fragmentierte Region:</b> Region als Raum aufgelöster Produktionshierarchien und Produktionsnetze (zerfallendes Institutionensystem)

Quelle: eigene Darstellung

regionale Institutionensystem dient hier der Stabilisierung eines Abwehribündnisses. Derartige Branchenzusammenschlüsse (Kartelle) zeichnen sich dadurch aus, daß sie durch (verdeckte) zwischenbetriebliche Abmachungen kurzfristig Transaktionskosten einsparen wollen und deshalb auch nur in die Weiterentwicklung bekannter Technologien investieren, langfristig aber nur den Zerfall des Interessenverbundes und des gesellschaftlichen Raumes der Region hinauszögern. Aus individueller Sicht handeln die Unternehmen durchaus rational, wenn sie versuchen, sich im Rahmen tradierter, ehemals erfolgreicher Routinen zu behaupten. Sie manövrieren sich und die Region insgesamt jedoch in eine evolutorische Sackgasse. Das Ende zeigt sich schließlich wirtschaftsräumlich als Auflösung einer regionalen oder nationalen Wertschöpfungskette, die im Falle einer Dominanz betroffener Wirtschaftszweige innerhalb einer Region zur regionalökonomischen Fragmentierung und institutionellen Desintegration der Region insgesamt führen kann.

## 6 Offene Fragen – Wirtschaftsregionen in der Wissensgesellschaft

Im Milieukonzept werden die Wissensbestände einer Region als dritte wichtige Ressource für die Regionalentwicklung erwähnt. Zum Schluß soll deshalb der Blick auf die Zusammenhänge zwischen Wissensproduktion, -verteilung und -anwendung, den Wandel der interorganisationalen Beziehungen sowie die damit zusammenhängenden institutionellen Veränderungen gerichtet werden. In den Debatten über die regionalen und nationalen Innovationssysteme wird die Weiterentwicklung der Wissensbasis als Motor des wirtschaftlichen Wachstumsprozesses und der Schaffung von Arbeitsplätzen hervorgehoben. Nach den bisherigen Überlegungen sind vor allem die vernetzten Regionen des Typs (1) mit einer auf „weak ties“ basierenden Interaktionsstruktur auf der horizontalen (Community) und vertikalen (Kontaktsystem) Ebene Träger dieses sich auf Wissen stützenden wirtschaftlichen Wachstumsprozesses. Es sei noch einmal auf Granovett's Argumentation verwiesen, der die Stärke der lockeren Beziehungen vor allem darin sieht, daß in solchen Systemen Abschottungstendenzen vermieden werden und ein institutionelles Umfeld entsteht, das zur volkswirtschaftlich nützlichen Diffusion wissenschaftlich-technischen Wissens beitragen kann.

Wissen gewinnt als Input wie als Output in den Produktionssystemen eine strategische Bedeutung, was sich z. B. auch darin manifestiert, daß die Investitionen in die Wissenserzeugung rascher zunehmen als in materielle Güter. Wie sich diese Entwicklungen auf die regionalen Systeme auswirken werden und welche institutionellen und organisatorischen Formen die wissensbasierte Wirtschaft tendenziell annehmen wird, ist jedoch umstritten, wenn folgende zwei von Foray und Lundvall (1996) beschriebenen Dynamiken im Wissenssystem berücksichtigt werden:

1. die neue Dynamik im Verhältnis zwischen personengebundenem impliziten Wissen und kodifizierbarem expliziten Wissen und
2. die zunehmende Bedeutung vernetzten Wissens.

Sie führen aus, daß Produktivität und wirtschaftliches Wachstum angetrieben werden durch die Verschiebung der Grenze zwischen kodifizierbarem und dem personengebundenen Wissen (Qualifikationen und Fertigkeiten) zugunsten des ersteren. Mit den neuen Informations- und Kommunikationstechniken werde es möglich und wirtschaftlich noch attraktiver, Wissen, das bisher in personengebundener Form verharrt hat, in eine kodifizierte Form, d. h. in Informationen zu transformieren. Ehemals lokal und regional gebundene Wissensbestände werden dadurch räumlich mobilisierbar und zwar zu extrem niedrigen Kosten. In einem solchen Transformationsprozeß wird beständig an Personen gebundenes Wissen frei verfügbar und löst sich auch aus der Bindung des regionalen gesellschaftlichen Raumes, so daß die Ursprungsregion ihren komparativen Vorteil tendenziell zu verlieren droht. Als Folge dieser ubiquitären Verfügbarkeit von Wissen wird in den Hochlohnländern mit einem verschärften Standortwettbewerb von Firmen und Regionen gerechnet, der vor allem über die Sicherung von Wissensvorsprüngen ausgeglichen wird. Maskell und

Malmberg (1999) sind der Auffassung, daß Unternehmen hierauf letztlich nur offensiv durch beschleunigte Schaffung neuen Wissens und durch Umsetzung dieses neuen personengebundenen impliziten in explizites Wissen reagieren können.

Man könnte meinen, daß ein solcher Prozeß der Universalisierung des Wissens mit einer weiteren und sich letztlich beschleunigenden Destabilisierung selbst der starken vernetzten Regionen verbunden sein müßte. Dagegen steht die Auffassung, daß die Fähigkeit der Erzeugung neuen und der Kodifizierung von vorhandenem Wissen eine spezifische Fähigkeit ist, die sich zu großen Teilen nicht auf universelle Codes stützen kann, sondern auf lokale und regionale. Personengebundenen, an konkrete Beziehungen und Kommunikation geknüpftes Wissen verliert demzufolge nicht an Bedeutung, sondern es entwickelt und gestaltet sich um zu einer unerläßlichen komplementären Ressource der Erzeugung, Pflege, Anpassung und Nutzung von formalisiertem Wissen.

Soete (1996) und andere Innovationsforscher weisen darauf hin, daß diese Aufgaben einen wesentlichen inhaltlichen Teil der neuen Dienstleistungen ausmachen. Sammeln neuen Wissens, seine Kodifizierung und Anwendung seien als ein spiralförmiger Lernprozeß von Individuen und Organisationen zu verstehen, und die Lernroutinen selbst seien in extremem Ausmaß an Personen und an personale Kommunikation in räumlicher Nähe gebunden. Dies gilt ganz besonders für Lernprozesse, die in der Forschung stattfinden. Polanyi (1958) wies schon darauf hin, daß solche Lernprozesse nur innerhalb einer sehr spezifischen Art sozialer Interaktion möglich sind, daß Märkte für den Transfer dieses Wissens völlig ungeeignet sind, daß der Transfer vielmehr gebunden ist an eine intelligente Kommunikation, deren Gelingen wiederum abhängt von geteilten Ansichten und Interpretationsweisen, also von der Angemessenheit der regionalen Institutionenarrangements. Die Generierung neuen personengebundenen Wissens, sein Transfer und seine Transformation sind also, ähnlich wie für das Funktionieren der Märkte erläutert, an die *kollektive Ressource* der normativen und kognitiven Institutionen (Konventionen und Spielregeln) als eines besonderen lokalisierbaren Kontextes gebunden.

Wenn die Generierung und Transformation von Wissen in der Regel nicht nach universellen Regeln geschieht, sondern an die örtlichen, regionalen institutionellen Formen der Interaktion gebunden ist, kann davon ausgegangen werden, daß die von mir bereits erläuterten spezifischen lokalisierbaren sozialen Netzwerke im Regionstyp (1) einen zukunftsfähigen Kontext bilden, der solche Lernspiralen befördern kann. Wir sind allerdings weit davon entfernt, alle Faktoren zu kennen, die regionale Lerndynamiken der Wirtschaft begünstigen. Vor allem fehlt es uns noch an einer geschlossenen Konzeptualisierung der kollektiven Lernprozesse in seiner Einbettung in den institutionalisierten regionalen Handlungskontext. Wissen ist ein schwer faßbarer Forschungsgegenstand, so daß uns auch noch weitgehend die Instrumente fehlen, ihn in seinen regionalen Dimensionen zu erschließen. Schließlich ist bisher auch wenig darüber bekannt, inwieweit unter Bedingungen zunehmender Wissensintensität des Wirtschaftens die Prozesse regionaler Polarisierung neue Formen annehmen, die von der Fähigkeit einzelner Regionen geprägt

sind, andere von ihrer Wissensbasis auszuschließen. Aber die Richtung unserer Versuche, ausgehend vom regionalen Milieukonzept, die Zusammenhänge zwischen dem regionalen Institutionensystem, der Organisationsweise von Interaktion und Kommunikation sowie der regional eingebetteten Wissensakkumulation zu entschlüsseln, scheint mir kein Irrweg zu sein, sich der Geographie der Wissensgesellschaft zu nähern.

## Anmerkungen

- 1 Der Begriff Regionalwissenschaften ist auf das engste mit Walter Isard (1956) verbunden, der vor mehr als vierzig Jahren zwar nicht der alleinige Begründer der Regionalwissenschaften war, aber einer ihrer führenden Exponenten, der die Regionalwissenschaften mit ihren Modellbildungen zu einer Domäne der Wirtschaftswissenschaften gemacht hat. Regionalwissenschaften untersuchen Räume, Strukturen, Sektoren, selten aber soziale Zusammenhänge (z. B. Gravitations- und Potentialmodelle). Derartige Forschungen überließ man den „soft sciences“ wie der Anthropologie, der Soziologie und der Sozialpsychologie, die auf die empirischen Daten, derer sich die Regionalwissenschaften bedienen, nicht zurückgreifen können (vgl. Higgins/Savoie 1997). Das Verdienst der Regionalwissenschaften, wie sie von Walter Isard gesehen werden, besteht vor allem darin, gegen die traditionelle ökonomische Analyse, die sich in einem Analysezusammenhang ohne räumliche Dimensionen bewegt, Position zu beziehen und die räumlichen Dimensionen in die gängige ökonomische Modellbildung eingebaut zu haben.
- 2 Region wird von der Wirtschaftssoziologie nicht in der von Giddens benutzten allgemeinen raumzeitlichen Differenzierung verstanden. Für Giddens sind Zimmer als interne Regionalisierungen eines Hauses genauso Regionen wie z. B. Staaten innerhalb der Weltgesellschaft.
- 3 Coleman (1994) definiert soziales Kapital folgendermaßen: „Social capital is any aspect of informal social organization that constitutes a productive resource for one or more actors ... A wide network of friends and acquaintances through which one can learn about job openings is social capital for a person seeking a job.“ (170)

## Literatur

- Albach, Horst 1980: Vertrauen in der ökonomischen Theorie. In: Zeitschrift für die gesamte Staatswirtschaft 136. S. 2-11.
- Astley, W. Graham, Charles J. Fombrun 1983: Collective Strategy: Social Ecology of Organizational Environments. In: Academy of Management Review 8,4. S. 576-587.
- Audretsch, David B. 1995: The Innovation, Unemployment and Competitiveness Challenge in Germany. Berlin (= WZB, discussion paper FS IV 95-6).

- Axelrod, Robert 1984: *The Evolution of Cooperation*. New York.
- Berger, Peter, L., Hansfried Kellner 1981: *Sociology Reinterpreted: An Essay on Method and Vocation*. Garden City, NY.
- Burt, Ronald S. 1992: *The Social Structure of Competition*. In: Nitin Nohria, Robert G. Eccles (Hg.): *Networks and Organizations. Structure, Form, and Action*. Boston, Mass. S. 57-91.
- Camagni, Roberto 1991: *Introduction: From the Local „Milieu“ to Innovation through Cooperation Networks*. In: Roberto Camagni (Hg.): *Innovation Networks. Spatial Perspectives*. London, New York. S. 1-9.
- Coase, Ronald H. 1988: *The Firm, the Market and the Law*. Chicago, London.
- Coleman, James S. 1988: *Social Capital and the Creation of Human Capital*. In: *American Journal of Sociology* 94. S. 95-120.
- Coleman, James S. 1990: *Foundations of Social Theory*. Cambridge, Mass., London.
- Coleman, James S. 1994: *A Rational Choice Perspective on Economic Sociology*. In: Neil J. Smelser, Richard Swedberg (Hg.): *The Handbook of Economic Sociology*. Princeton, N.J. S. 166-180.
- Colletis, Gabriel, Bernard Pecqueur 1994: *Die französische Diskussion der Industriedistrikte. Über die Bildung von „Territorien“ im Postfordismus*. In: Wolfgang Krumbain (Hg.): *Ökonomische und politische Netzwerke in der Region*. Hamburg. S. 5-22.
- Cooke, Philip 1996: *Policy-Netzwerke, Innovationsnetzwerke und Regionalpolitik*. In: Hubert Heinelt (Hg.): *Politiknetzwerke und europäische Strukturförderung*. Opladen. S. 58-74.
- Cooke, Philip, Kevin Morgan 1998: *The Associational Economy. Firms, Regions, and Innovation*. Oxford.
- DiMaggio, Paul J. 1994: *Culture and Economy*. In: Neil J. Smelser, Richard Swedberg (Hg.): *The Handbook of Economic Sociology*. Princeton, N. J. S. 27-57.
- DiMaggio, Paul J., Walter W. Powell 1983: *The Iron Cage Revisited: Institutional Isomorphism and Collective Rationality in Organizational Fields*. In: *American Journal of Sociology* 48. S. 147-160.
- Dobbin, Frank 1999: *A Market is a Market is a Market?: Institutional Conditions for the Construction of Market Mechanism*. In: *BISS public 27: Transformationsanalysen. Institutionen, Lebenswelt und ökonomische Rationalität I*. S. 53-72.
- Dosi, Giovanni 1997: *Die neuen sozioökonomischen Bedingungen der Organisation, Wettbewerbsfähigkeit und Beschäftigung*. In: *The IPTS-Report 15*. S. 18-24.
- Enright, Michael J. 1996: *Regional Clusters and Economic Development: A Research Agenda*. In: Udo H. Staber et al. (Hg.): *Business Networks. Prospects and Regional Development*. Berlin, New York. S. 190-213.
- Foray, Dominique, Bengt-Ake Lundvall 1996: *The Knowledge-Based Economy: From Economics of Knowledge to the Learning Economy*. In: OECD (Hg.): *Employment and Growth in the Knowledge-Based Economy*. Paris. S. 35-60.

- Friedland, Roger, Robert R. Alford 1991: Bringing Society Back. Symbols, Practices, and Institutional Contradictions. In: Walter W. Powell, Paul J. DiMaggio (Hg.): *The New Institutionalism in Organizational Analysis*. Chicago. S. 232-263.
- Fürst, Dietrich 1998: Regionalmanagement als neues Instrument regionalisierter Strukturpolitik. In: Hans Joachim Kujath (Hg.): *Strategien der regionalen Stabilisierung. Wirtschaftliche und politische Antworten auf die Internationalisierung des Raumes*. Berlin. S. 233-250.
- Giddens, Anthony 1995: *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt/M., New York.
- Grabher, Gernot 1993: The Weakness of Strong Ties: The Lock-In of Regional Development in the Ruhr Area. In: Gernot Grabher (Hg.): *The Embedded Firm. On the Socioeconomics of Industrial Networks*. London. S. 255-277.
- Granovetter, Mark 1973: The Strength of Weak Ties. In: *American Journal of Sociology* 78. S. 1360-1380.
- Heidenreich, Martin 1997: Wirtschaftsregionen im weltweiten Innovationswettbewerb. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 49,3. S. 500-527.
- Higgins, Benjamin J., Donald J. Savoie 1997: *Regional Development Theories and their Application*. New Brunswick, London.
- Hudson, Ray 1999: The Learning Economy, the Learning Firm and the Learning Region: A Sympathetic Critique of the Limits of Learning. In: *European Urban and Regional Studies* 6,1. S. 59-72.
- Isard, Walter 1956: *Location and Space Economy. A General Theory Relating to Industrial Location, Market Areas, Land Use, Trade and Urban Structures*. New York, London.
- Kappelhoff, Peter 1993: *Soziale Tauschsysteme. Strukturelle und dynamische Erweiterungen des Marktmodells*. München.
- Keim, K.-Dieter 1979: *Milieu in der Stadt. Ein Konzept zur Analyse älterer Wohnquartiere*. Stuttgart u. a.
- Krätke, Stefan et al. 1997: *Regionen im Umbruch. Probleme der Regionalentwicklung an den Grenzen zwischen „West“ und „Ost“*. Frankfurt/M., New York.
- Kujath, Hans Joachim 1998: Regionen im globalen Kontext. In: Hans Joachim Kujath (Hg.): *Strategien der regionalen Stabilisierung. Wirtschaftliche und politische Antworten auf die Internationalisierung des Raumes*. Berlin. S. 13-37.
- Kujath, Hans Joachim 1999: Institutionelle und interorganisationale Bedingungen der Bildung von Unternehmensclustern. In: *BISS public 28: Transformationsanalysen. Institutionen, Lebenswelt und ökonomische Rationalität II*. S. 139-160.
- Läpple, Dieter 1991: Essay über den Raum. In: Hartmut Häussermann et al. (Hg.): *Stadt und Raum. Soziologische Analysen*. Pfaffenweiler. S. 157-208.
- Läpple, Dieter 1998: Globalisierung – Regionalisierung: Widerspruch oder Komplementarität. In: Hans Joachim Kujath (Hg.): *Strategien der regionalen Stabilisierung. Wirtschaftliche und politische Antworten auf die Internationalisierung des Raumes*.

- Berlin. S. 61-82.
- Lundvall, Bengt-Ake (Hg.) 1995: National Systems of Innovation. Towards a Theory of Innovation and Interactive Learning. London, New York.
- Maillat, Denis 1996: Regional Productive Systems and Innovative Milieux. In: OECD (Hg.): Networks of Enterprises and Local Development. Paris. S. 67-80.
- Maskell, Peter, Anders Malmberg 1999: The Competitiveness of Firms and Regions. „Ubification“ and the Importance of Localized Learning. In: European Urban and Regional Studies 6. S. 9-25.
- Nelson, Richard R. (Hg.) 1993: National Innovation Systems. A Comparative Analysis. New York, Oxford.
- Nohria, Nitin 1992: Information and Search in the Creation of New Business Ventures: The Case of the 128 Venture Group. In: Nitin Nohria, Robert G. Eccles (Hg.): Networks and Organizations. Structure, Form, and Action. Boston, Mass. S. 240 -261.
- North, Douglass C. 1990: Institutions, Institutional Change and Economic Performance. Cambridge.
- Ohmae, Kenichi 1990: The Borderless World. New York.
- Parsons, Talcott 1951: The Social System. Glencoe, Ill.
- Parsons, Talcott 1971: The System of Modern Societies. Englewood Cliffs, N. J.
- Perrin, Jean-Claude 1991: Technological Innovation and Territorial Development: An Approach in Terms of Networks and Milieux. In: Roberto Camagni (Hg.): Innovation Networks. Spatial Perspectives. London, New York. S. 35-54.
- Piore, Michael J., Charles F. Sabel 1984: The Second Industrial Devide: Possibilities for Prosperity. New York.
- Polanyi, Michael 1958: Personal Knowledge: Towards a Post-Critical Philosophy. New York.
- Putnam, Robert D. et al. 1993: Making Democracy Work: Civic Tradition in Modern Italy. Princeton.
- Sabel, Charles, F. 1989: The Reemergence of Regional Economies. Berlin. (= WZB, Discussion Paper FS).
- Sabel, Charles F. 1994: Learning by Monitoring: The Institutions of Economic Development. In: Neil J. Smelser, Richard Swedberg (Hg.): The Handbook of Economic Sociology. Princeton, N. J. S. 137-165.
- Saxenian, Anna L. 1992: Divergent Patterns of Business Organization in Silicon Valley. In: Michael Storper, Allen J. Scott (Hg.): Pathways to Industrialization and Regional Development. S. 316-331.
- Schätzl, Ludwig 1993: Wirtschaftsgeographie 1. Theorie. Paderborn.
- Scott, Allen J. 1988: New Industrial Spaces. Flexible Production Organization and Regional Development in North America and Western Europe. London.
- Scott, W. Richard 1994: Institutions and Organizations: Toward a Theoretical Synthesis. In: Richard W. Scott, John W. Meyer et al. (Hg.): Institutional Environments and

- Organizations. Thousands Oaks. S. 55-80.
- Soete, Luc 1996: Globalization, Employment and the Knowledge-Based Economy. In: OECD (Hg.): Employment and Growth in the Knowledge-Based Economy. Paris. S. 283-389.
- Soskice, D. 1997: Technologiepolitik, Innovation und nationales Institutionengefüge. In: Frieder Naschold et al. (Hg.): Ökonomische Leistungsfähigkeit und institutionelle Innovation. Das deutsche Produktions- und Politikregime im globalen Wettbewerb. (= WZB-Jahrbuch). S. 319-348.
- Storper, Michael 1997: The Regional World. New York, London.
- Storper, Michael, Richard Walker 1989: The Capitalist Imperative. Territory, Technology and Industrial Growth. Cambridge, Mass.
- Swedberg, Richard 1994: Markets as Social Structures. In: Neil J. Smelser, Richard Swedberg (Hg.): The Handbook of Economic Sociology. Princeton, N.J. S. 255-282.
- Sydow, Jörg 1992: Strategische Netzwerke. Wiesbaden.
- Tödting, Franz 1990: Räumliche Differenzierung betrieblicher Innovation. Erklärungsansätze und empirische Befunde für österreichische Regionen. Berlin.
- Voelzkow, Helmut 1998: Inszenierter Korporatismus. Neue Formen strukturpolitischer Steuerung auf regionaler Ebene. In: Hans Joachim Kujath (Hg.): Strategien der regionalen Stabilisierung. Wirtschaftliche und politische Antworten auf die Internationalisierung des Raumes. Berlin. S. 215-232.
- Voelzkow, Helmut 1999: Die Governance regionaler Ökonomien im internationalen Vergleich: Deutschland und Italien. In: Gerhard Fuchs, Gerhard Krauss, Hans-Georg Wolf (Hg.): Die Bindungen der Globalisierung. Interorganisationsbeziehungen im regionalen und globalen Wirtschaftsraum. Marburg. S. 48-91.
- Weber, Max 1956: Wirtschaft und Gesellschaft. Erster Halbband. Köln, Berlin.
- Wey, Christian 1999: Marktorganisation durch Standardisierung: Ein Beitrag zur Neuen Institutionenökonomik des Marktes. Berlin.
- Williamson, Oliver E. 1985: The Economic Institutions of Capitalism. New York.
- Zündorf, Lutz 1994: Manager- und Expertennetzwerke in innovativen Problemverarbeitungsprozessen. In: Jörg Sydow, Arnold Windeler (Hg.): Management interorganisationaler Beziehungen. Vertrauen, Kontrolle und Informationstechnik. Opladen. S. 244-257.



# Sammelrezensionen

Wolfgang Aschauer ■

## Regionale Identität als empirischer Untersuchungsgegenstand – Aufbruch in die „Normalwissenschaft“?

Christian Rohrbach: Regionale Identität im Global Village – Chance oder Handicap für die Regionalentwicklung? Frankfurt/M. 1999 (Institut für Kulturgeographie, Stadt- und Regionalforschung, Materialien, Bd. 26). 149 S.

Jörg Schuhbauer: Wirtschaftsbezogene Regionale Identität. Mannheim 1996 (Mannheimer Geographische Arbeiten, Bd. 42). 227 S.

Christoph Wolk, Chris: Regionalgeschichte und Identität. Empirische Untersuchungen am Kaiserstuhl. Frankfurt/M. usw. 1998 (Freiburger Beiträge zur Erziehungswissenschaft und Fachdidaktik, Bd. 5). 274 S.

Das geographische Forschungsthema „Regionale Identität“ scheint in der Phase der – um mit Kuhn zu sprechen – „normalen Wissenschaft“ angelangt zu sein: Die theoretisch-paradigmatische Diskussion ist weitestgehend abgeschlossen, ja konvergiert mit manchen Ansätzen in Nachbarwissenschaften; theoretische Erörterungen finden nur noch in Form von Referenzen

oder gar quasi-anekdotisch statt, ohne die positiv rezipierte Bezugsliteratur intensiver zu befragen oder sich gar mit den üblichen Verdächtigen in Gestalt der Konzeptionskritiker auseinanderzusetzen – kurz: Ein Forschungsgebiet hat sich etabliert; das Hauptaugenmerk liegt nun in der empirischen Arbeit, in der anwendungsbezogenen Datengewinnung durch Fallanalysen.

Dies gilt für alle der drei vorliegenden Studien, bei denen es sich jeweils um Qualifizierungsarbeiten, d. h. um Dissertationen (Schuhbauer, Wolk) bzw. eine Diplomarbeit (Rohrbach) handelt. Durchgängig wird die Frage behandelt, inwieweit etwas, das als „Regionale Identität“ bezeichnet wird, durch gesellschaftliche Entwicklungen und Vorgänge beeinflusst und verändert wird. Das Spektrum der betrachteten Faktoren für die Veränderungen Regionaler Identität reicht dabei von der Nutzung des Internets (Rohrbach) über den ökonomischen Erfolg administrativ festgelegter Regionen (Schuhbauer) bis zur Geschichts-didaktik (Wolk).

Der empirische Gehalt dieser Arbeiten kann wie folgt zusammengefaßt werden:

Rohrbach (1999) geht am Beispiel des

Rhein-Main-Gebiets der Frage nach, inwieweit die Internet-Nutzung, der sog. Lebensstil und der Wohnorttyp einerseits miteinander zusammenhängen und andererseits als Erklärung für die jeweilige Ausprägung Regionaler Identität dienen können. Hierzu wurden von Internet-Nutzern mittels eines Fragebogens Daten zur Haushalts- und Familienstruktur, zum Wohn- und Arbeitsort, zu Alter, Bildung und beruflichem Status, zur Wohnsituation, zum kulturellen Interesse und zum Informations- und Freizeitverhalten sowie zur räumlichen Reichweite persönlicher Beziehungen erhoben. Aus diesen Daten wurden sodann kombinierte Lebensstil-Wohnortklassen konstruiert, um deren Regionale Identität zu betrachten.

Definiert wird Regionale Identität als „eine aus der Identifikation mit dem Charakter der Region erwachsende Übereinstimmung des Wesens der Menschen mit dem der Region.“ (14) Diese zunächst etwas metaphysisch klingende Begriffsklärung kann anhand angeführter Beispiele so verstanden werden, daß Regionale Identität dann vorliegt, wenn einzelne Menschen sich regionale Kulturmuster zunächst zu eigen machen und sich dann mit ihnen identifizieren, d. h. ein Zugehörigkeitsgefühl zu der durch diese Kulturmuster charakterisierten Region entwickeln. Operationalisiert wird dieser Begriff von Regionaler Identität mit Fragen nach regionalen Bezeichnungen, nach der Selbstzuordnung zu einer Wohn- oder Heimatregion, nach qualitativen Aussagen über die Region, nach dem Interesse für regionale Informationen und nach dem Engagement in Vereinen u. ä.

Insgesamt ergibt die Untersuchung, daß zwar gewisse Unterschiede zwischen den Lebensstil-Wohnortgruppen in bezug auf die Antworten zur räumlichen Selbstzuordnung, zu den regionalen Bezeichnungen, aber auch zur kilometrischen Reichweite persönlicher Beziehungen existieren, daß aber weder diese Nennungen noch einzelne regelhafte Zusammenhänge auf die Nutzung des Internets (positiv oder negativ) zurückgeführt werden können. So konstatiert der Autor abschließend, „daß die Internet-Benutzer zwar teilweise in medialen Sphären schweben, dabei aber noch nicht den Boden unter den Füßen verloren haben und sich durchaus noch mit ihren Heimatorten identifizieren. Das heißt letztendlich, daß sich bislang noch keine gravierenden Veränderungen der Raumbindungen durch das Internet im besonderen oder das Global Village im allgemeinen nachweisen lassen.“ (127)

Dieses Ergebnis ist zunächst aus methodischer Sicht insofern wenig aussagekräftig, als es keine Kontrollgruppe in Form der Nicht-Internet-Benutzer gibt, die mit demselben Fragebogen konfrontiert worden wären. Das heißt, gerade der wesentliche (vermutete) Einflußfaktor auf Regionale Identität konnte nicht auf seine Wirksamkeit hin getestet werden, da er bei allen Probanden vorliegt. Daß dies weder dem Verfasser noch seinen Betreuern aufgefallen ist, liegt wohl in einer nicht explizierten Basisannahme begründet, die in extrem zugespitzter Form folgendermaßen lautet: Ein Mensch, der Tag und Nacht vor dem Computer sitzt und mit anderen nur über dieses Medium kommuniziert, wird keine Bindung an seinen Wohnort und des-

sen Umgebung entwickeln, weil ihm sowohl die direkte Erfahrung des physischen Raums als auch der unmittelbare Kontakt zu dessen Bewohnern fehlt.

Nur eine solche Vormeinung, d. h. die bloße Erwartung, daß bei Internet-Nutzern keine Äußerungen von Regionaler Identität zu finden sind, kann es aufgrund fehlender empirischer Vergleichsmaßstäbe überhaupt zu einem Ergebnis machen, daß diese Personengruppe Antworten gibt, aus denen das Vorliegen Regionaler Identität abgeleitet werden kann. Damit aber ist jede Aussage über den Zusammenhang von Internet-Nutzung und Regionaler Identität letztlich allein von der eigenen Vormeinung abhängig, das empirische Ergebnis hingegen beliebig.

Die Verknüpfung von regionalem Eingebundensein und der etwa mittels Fragebögen erhobenen Artikulation regionaler Zugehörigkeit vernachlässigt zudem – über die geschilderten Messungsprobleme hinaus – zweierlei: So gibt es zunächst auf der empirischen Ebene zahlreiche Untersuchungen, welche die hohe Bedeutung von regionalen (oder auch nationalen) Zugehörigkeitsbekundungen gerade bei Emigranten und ähnlichen Gruppen hervorheben, d. h. regionale Identitäten eben daraus ableiten, daß diese Gruppen keine direkten und alltäglichen Verbindungen in die Bezugsregion haben. Daraus könnte im Umkehrschluß zu Rohrbachs Ergebnissen ebenso und vielleicht mit höheren Verifikationschancen die Vermutung abgeleitet werden, daß die in ihrem faktischen Kommunikationsverhalten regional eher „entankerten“ Internet-Nutzer eventuell eine wesentlich ausgeprägtere Regionale Identität als die Nicht-Nutzer haben. Eben-

falls ist nicht auszuschließen, daß Bewohner von High-Tech-Regionen sich mit der extensiven Nutzung moderner Kommunikationsmittel dem „Charakter der Region“ besonders gut anpassen und sich sogar mit ihm identifizieren, ohne je mit einem der anderen Bewohner einen face-to-face-Kontakt aufgenommen zu haben.

Darüber hinaus sollte aber auch nicht unberücksichtigt bleiben, daß eine Artikulation regionaler Zugehörigkeit alles andere als ein quasi automatisches Resultat regionaler „Verankerung“ ist. Vielmehr ist davon auszugehen, daß es gewisser kultureller Prägungen bedarf, eine Frage wie „Was verbinden Sie persönlich mit Ihrer Heimatregion?“ überhaupt als sinnvolle Frage zu begreifen und dann auch noch zu beantworten. Es handelt sich demzufolge – wie beim Sehen von Landschaften – um eine Kulturtechnik, Fragen zu verstehen und zu beantworten, die ein Forscher zur Messung von Regionaler Identität stellt. Eine Artikulation Regionaler Identität hat daher recht wenig mit regionalem Eingebundensein und sehr viel mit der Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Gruppen und Kommunikationskreisen zu tun.

Während Rohrbach mit der Internet-Nutzung individuelle Lebensumstände als Faktor Regionaler Identität betrachtet, untersucht Schuhbauer (1996) die Bedeutung regionaler Prosperität für das Entstehen und Anwachsen Regionaler Identität. Am Beispiel des deutschen Bundeslandes Baden-Württemberg und der französischen Region Rhône-Alpes geht der Autor der Frage nach, inwieweit der wirtschaftliche Erfolg administrativ abgegrenzter Gebiete trotz innerer kultureller, sozialer etc. Hete-

rogenität zur Herausbildung einer regionalen Identität führt. In beiden Fällen handelt es sich um relativ junge Verwaltungseinheiten, und beide gehören – wie anhand umfangreicher Daten illustriert wird – zu den wirtschaftlich dynamischsten Gebieten Europas.

Vor diesem Hintergrund ist es fraglos eine plausible und interessante Überlegung, daß der Betriebserfolg regionaler Unternehmen mit seinen Auswirkungen auf die öffentlichen Finanzen und die privaten Einkommen als eine Errungenschaft der Region als ganzer verstanden und dementsprechend eine regionale Gemeinschaft postuliert wird. Und tatsächlich läßt sich auf politischer Ebene etwa in Baden-Württemberg feststellen, daß im Rückgriff auf den ökonomischen Erfolg eine Sonderstellung des Landes behauptet und daraus eine exklusive baden-württembergische regionale Identität abgeleitet wird.

Leider setzt die vorliegende Untersuchung aber gerade nicht bei den öffentlich formulierten Identitätsbekundungen in den Untersuchungsregionen an, also dort, wo Identitäten gesellschaftlich wirksam artikuliert werden, sondern gründet sich im wesentlichen auf eine Fragebogenerhebung bei regionalen Eliten, deren Antworten auf Fragen wie „Als was (Baden-Württemberger, Schwabe, Schwarzwälder etc.) würden Sie sich bezeichnen?“ ausgewertet werden.

Sicherlich ist es ein sinnvoller Zugang, gerade regionale Eliten, denen üblicherweise die Rolle der Steuerung der öffentlichen Wirklichkeitswahrnehmung und damit auch der Formulierung Regionaler Identitäten zugeschrieben wird, als Untersuchungsobjekt auszuwählen. Wenig sinnvoll hinge-

gen ist eine solche Auswahl der Befragten, wenn – wie hier – die Funktion von Eliten *als* Eliten gar nicht thematisiert wird und sie statt dessen als bloße Individuen behandelt werden. Als Begründung für die Auswahl dieser Personengruppe wird daher konsequenterweise auch nicht ihre – so überhaupt vorhandene – Rolle als Übersetzer von wirtschaftlichem Erfolg in öffentlich vermittelte Regionale Identität angeführt, sondern die Vermutung, daß aufgrund des höheren Bildungsgrades und des überdurchschnittlich großen Verkehrskreises gerade bei diesen Personen eher eine Regionale Identität anzutreffen ist als bei der sonstigen Bevölkerung, der eine überwiegend lokale Identität zugeschrieben wird.

Daß sich manche Befragte etwa in Baden-Württemberg in der Antwort auf die oben angeführte Frage als Baden-Württemberger bezeichnen, manche als Schwaben und manche wieder anders, ist unter diesen Voraussetzungen ebenso belanglos wie es ein prozentual anderes Ergebnis wäre; denn es unterbleibt jeglicher Rückbezug auf die soziale Position der Befragten, ihre Rolle als Eliten, ja überhaupt eine begründete Vermutung, was ein Befragter mit seiner Antwort denn mitteilen will. Damit erweist sich die Entscheidung zugunsten einer Eliten-Befragung als letztlich verschenkt, und die Relevanz der Ergebnisse unterscheidet sich keineswegs von ähnlichen Untersuchungen.

In der dritten hier zu diskutierenden Arbeit behandelt Wolk (1998) den Zusammenhang von Regionalgeschichte und Regionaler Identität aus geschichtsdidaktischer Sicht. Er wirft damit ein Schlaglicht auf die in den bisher behandelten Studien

nicht repräsentierte Produktion und Vermittlung von Regionaler Identität, hier am Beispiel des Geschichtsunterrichts.

Nach einem eher rudimentären Überblick über das einschlägige pädagogische, sozialpsychologische und v. a. geographische Verständnis des Gegenstands „Regionale Identität“ folgt zunächst ein historischer Abriß von Konzeptionen der Geschichtsdidaktik und der darin praktizierten Formen der Schaffung von „Regionaler Identität“, woran sich eine relativ ausführliche Darstellung der Geschichte des regionalen Fallbeispiels Kaiserstuhl anschließt.

In der eigentlichen empirischen Untersuchung werden zum einen Schüler nach ihrem regionalgeschichtlichen Wissen, nach ihrer Einschätzung der sozialen, politischen, wirtschaftlichen, sprachlichen und religiösen Situation ihrer Wohnortes sowie nach Aspekten Regionaler Identität (Qualitäten der Kaiserstühler Bevölkerung, Heimatbedürfnis u. a.) befragt, zum andern mit Erwachsenen Gespräche über Regionale Identität geführt, die durchgängig mit folgender oder fast wortgleicher Frage eingeleitet werden: „Haben Sie als Kaiserstühler eine regionale Identität?“ (manchmal auch: „Haben Sie eine regionale Identität als Kaiserstühler?“)

Bereits diese kurze Skizze zeigt zwei gravierende Dilemmata des Forschungsdesigns: Wieder wird versucht, trotz der bekannt reaktiven Muster der Antworten auf solche Fragebogenfragen Rückschlüsse auf das Vorhandensein theoretisch hochkomplex konzipierter Einstellungen und Gefühlslagen (etwa: Heimatgefühl) zu ziehen, während doch lediglich die Bereitschaft getestet wird, Stereotype („Der Kai-

serstuhl ist meine Heimat“) auf sich selbst anzuwenden. Und daß im Interview theoretische Begriffe alltagssprachlich gewendet zum Abfragen von Identitätszuständen benutzt werden, ist wohl ebenfalls kaum als methodisch einwandfrei zu veranschlagen.

Das größte Defizit dieser Untersuchung ist jedoch, daß gerade das unterbleibt, was ihre eigentliche Stärke hätte ausmachen können: die fundierte Analyse der Produktion von Regionaler Identität. Da der Autor jedoch – wie die bereits vorgestellten Arbeiten ebenfalls – auf der Individualebene zu erforschen sucht, was doch als Element überindividueller, sozialer Bezüge verstanden wird (hier: die Vermittlung von Regionaler Identität einerseits im Geschichtsunterricht, andererseits durch die öffentliche Interpretation und Präsentation von geschichtlichen Ereignissen), ist er zurückgeworfen auf die insgesamt fruchtlose Frage nach der „richtigen“ (z. B. wahrheitsgetreuen oder kritischen) und der „falschen“ (z. B. verfälschten oder verklärenden) Identität.

Konsequenterweise endet das Buch dann auch mit einem eigenen Vorschlag für eine bessere Vermittlung Regionaler Identität im Schulunterricht. Die Relevanz, welche die öffentliche und schulische Verhandlung von Regionalgeschichte für das öffentliche Leben und die Orientierung der Schüler in der Gesellschaft hat, bleibt hingegen ungeklärt.

Die Inhalte der drei Studien können auf der empirischen Ebene wohl folgendermaßen zusammengefaßt werden: Der Leser erfährt sicherlich einiges über die sozialstatistischen Merkmale von Internet-Nutzern im Rhein-Main-Gebiet, über die

wirtschaftliche Entwicklung in Baden-Württemberg und in der Region Rhône-Alpes oder über die Regionalgeschichte des Kaiserstuhls, aber kaum etwas, das sich sinnvollerweise unter den Begriff „Regionale Identität“ fassen läßt.

Dies liegt nun nicht in erster Linie an den Autoren und wohl auch nur eingeschränkt an den Betreuern. Es dürfte sich hier vielmehr um das Produkt einer Entwicklung handeln, die sich bereits in der Frühphase der geographischen Diskussion um Regionale Identität angedeutet hat. Es ist die Rede von der bekannten Regionalbewußtseins-Debatte zwischen Blotvogel/Heinritz/Popp und Hard, um hier nur die wichtigsten Protagonisten zu nennen. So reagieren Blotvogel/Heinritz/Popp auf die herbe Kritik Hards (1987) an ihrem ersten konzeptionellen Vorschlag (1986) zwar auch mit einer Reihe von theoretischen Klarstellungen und neuen Argumenten zugunsten ihrer Forschungskonzeption; der Schwerpunkt ihrer Antwort liegt jedoch darin aufzuzeigen, welche Vielfalt an Fragestellungen unter dem Leitbegriff „Regionale Identität“ bearbeitet werden kann (1989). Die dabei angebotene Liste von insgesamt 23 Forschungsfragen bildet bereits den Übergang von der theoretischen Diskussion zur empirischen Forschungspraxis – einen Übergang in die „normale Wissenschaft“, der nicht nur angesichts der hier vorgelegten empirischen Untersuchungen als verfrüht und verfehlt bezeichnet werden muß.

So kann es dann nicht verwundern, daß es etwa Schuhbauer als „wissenschaftlich belegt“ bezeichnet, daß „eine wie auch immer geartete regionale Identität ... auftreten

kann“ (52) und gleichzeitig die Erforschung aller relevanten Faktoren regionaler Identität als aussichtslos angesichts der hierfür notwendigen „unüberblickbaren Anzahl an Fragestellungen“ (187) bezeichnet. Denn selbstverständlich existiert jedes wie-auch-immer-geartete Phänomen bereits per (non-)definitionem, wie es dementsprechend auch über unendlich viele wissenschaftliche Zugänge verfügt.

Gerade die Empirie zeigt, daß bisher keinerlei theoretisches Fundament vorliegt, das eine breite empirische Forschungsarbeit zu tragen in der Lage ist. Daraus kann abschließend nur gefolgert werden, daß entweder die theoretische Debatte nicht bloß intensiviert, sondern überhaupt erst (wieder)aufgenommen werden muß oder aber empirisches Arbeiten im Umfeld des Begriffs „Regionale Identität“ vollständig unterlassen werden sollte.

## Literatur

- Blotvogel, Hans H., Günter Heinritz, Herbert Popp 1986: Regionalbewußtsein. Bemerkungen zum Leitbegriff einer Tagung. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 60,1. S. 103-114
- Blotvogel, Hans H., Günter Heinritz, Herbert Popp 1989: „Regionalbewußtsein“. Zum Stand der Diskussion um einen Stein des Anstoßes. In: Geographische Zeitschrift 77,2. S. 65-85
- Hard, Gerhard 1987: „Bewußtseinsräume“. Interpretationen zu geographischen Versuchen, regionales Bewußtsein zu erforschen. In: Geographische Zeitschrift 75,3. S. 127-148

# Bereichsrezensionen

Jörg Becker ■

## Bilderwelten – Weltenbilder

Als ich im Sommer 1999 mit meiner Familie die Ausstellung „Schön ist es auch anderswo ... Fotografien vom Ruhrgebiet 1989-1999“ im Rheinischen Industriemuseum in Oberhausen besuchte, war meinem 10-jährigen Sohn schnell klar geworden: „Das ist doch keine Kunst.“ Seine abwertende Beurteilung hatte sich vor allem an den Fotografien von Lorenz Berges „Florastraße. Gelsenkirchen“ entzündet. Wie viele andere Arbeiten der Ausstellung zeigten diese Fotografien nichts Besonderes, aber auch nichts Häßliches. Die Bilder spiegelten vielmehr ein Alltagsverständnis und ein Alltagsbewußtsein der „Stadtlandschaft“ Ruhrgebiet wider, die nach Auffassung meines Sohnes nicht in eine Kunstausstellung gehörten und Kunst schon erst recht nicht seien. Für ihn waren die gezeigten Fotografien viel zu nah an seinem eigenen Alltagserleben, denn schließlich hatte er die abgebildeten Gebäude, welche die Gelsenkirchener Stadtbibliothek beherbergen, zu oft besucht, als daß sie Gegenstand von Kunst sein konnten.

So wie meinem Sohn ist es vielen Besuchern der Ausstellung ergangen. Eine Fotoausstellung über das Ruhrgebiet haben sie sich ganz anders vorgestellt und hätten

sie ganz anders konzipiert. Fragt man den Durchschnittsbesucher – hier soll einmal angenommen werden, daß es ihn gibt – nach seinen Bildern vom Ruhrgebiet, so werden die vermeintlichen Schönheiten der Region vorgetragen: das „viele Grün“ zwischen Ruhr und Emscher, die Parks, die Wasserburgen und neuerdings die gut restaurierten und umfunktionierten baulichen Hinterlassenschaften des Industriezeitalters.

Die Diskrepanz zwischen den Raumimages des Alltagsbewußtseins und den durch bewußte künstlerische Produktion hergestellten räumlichen Vorstellungsbildern wird in den Auffassungen meines Sohnes besonders deutlich.

Wie sind solche unterschiedlichen Auffassungen über die Darstellung von Regionen und Landschaften zu erklären oder anders gefragt, wie kommen eigentlich die Bilder in die Köpfe, wie entstehen sie? Wie und zu welchem Zweck werden sie produziert und reproduziert?

Daß Bilder „wirklichkeitsmächtig“ werden können, gehört zu den Selbstverständlichkeiten unseres Alltagswissens. Kaufentscheidungen werden getroffen, weil mit dem Gebrauchswert des Produkts auch

ein bestimmtes Image, ein Bild vom „richtigen“ Leben erworben wird. Menschen ziehen um, weil das Wohngebiet einfach nicht mehr „angesagt“ ist. Urlaubsziele werden angesteuert, weil mit ihren Vorstellungsbildern „Abenteuer“, „Erholung“ und anderes vermittelt wird.

Vor allem die (Werbe-)Psychologie hat sich dem Problem des Zusammenhangs von Vorstellungsbildern und individuellem Handeln ausführlich gewidmet. In der Soziologie wird nach der gesellschaftlichen Dimension dieses Zusammenhangs gefragt. Die deutschsprachige Geographie hat in einer ersten Phase in den 70er Jahren den Zusammenhang von Raumbildern/Images und Entwicklungsprozessen behandelt. Beispiele sind die Arbeiten von Ganser (1970) und Ruhl (1971) oder auch Monheim (1972). Eine breiter angelegte Forschung hat sich allerdings erst in den letzten Jahren herausgebildet.

Die Erfahrungen meines Sohnes in der oben angesprochenen Ausstellung lassen Rückschlüsse auf mögliche Formen des Zugangs zu Raumbildern zu:

- das aus dem alltäglichen Erleben, aber auch durch unbekanntes Raumbildvermittlung erwachsenes Raumbild (Alltagsraumbild),
- das bewußt produzierte und auf Veränderungen abzielende Raumbild (Kunst, Imageproduktion) und
- der Prozeß der Einwirkung eines Raumbildes auf ein anderes (konkurrierende Raumbilder).

Die im folgenden diskutierten Bücher verwenden diese Zugänge auf unterschiedliche Weise. Die ersten drei Arbeiten analysieren das Vorhandensein und die Herstel-

lung von Raumbildern unter dem Aspekt ihrer jeweiligen Zwecksetzungen. Die drei anderen Bücher können selbst als Raumbildproduktionen mit je unterschiedlichen Zielsetzungen verstanden und können als Beispiele für die Herstellung von Bildern über eine Region – hier das Ruhrgebiet – gelesen werden.

Bernd-Achim Stegmann: Großstadt im Image. Eine wahrnehmungsgeographische Studie zu raumbezogenen Images und zum Imagemarketing in Printmedien am Beispiel Kölns und seiner Stadtviertel. Köln: Selbstverlag, Geographisches Institut der Universität Köln 1997 (Kölner Geographische Arbeiten, Heft 68). 219 S.

Der Arbeit von Stegmann liegt die Basisannahme zugrunde, daß räumliche Vorstellungsbilder und Raum-Images gesellschaftliche Konstrukte sind, die den Zugang zu und die Verfügung über Raumeinheiten symbolisch repräsentieren. Anders als der traditionelle perzeptionsgeographische Ansatz, der den konkreten physischen Raum als den Wahrnehmungsraum des Individuums auffaßt, untersucht der Autor die durch Medien organisierte und strukturierte Kommunikation über Raum. Raumabstraktionen werden gesellschaftlich produziert und gesellschaftlich vermittelt, sind also Elemente sozialer Kommunikation – so der Autor.

Am Beispiel Kölns wirft Stegmann die Frage auf, welche Images von der Stadt und ihren Untereinheiten wie Stadtteilen oder Wohnquartieren in unterschiedlichen

Printmedien vermittelt werden, wie diese auf die Vorstellungswelt der Leser einwirken und welche Raumbilder gezielt von den Medien für ein Imagemarketing verwendet werden können. Dieser Fragestellung wird durch das hermeneutische Verfahren der Textinterpretation an Hand von sechs Fallstudien nachgegangen. Dabei reicht die Interpretation von der Analyse von 32 Köln-Krimis über eine Stadtteilserie einer Kölner Stadtilustrierten bis hin zum bekannten Böll-Interview von 1979. Kriterium für die Auswahl dieser Fallstudien war die etwas schwammige und schwierig zu operationalisierende „Wirkungsmächtigkeit“ der Texte: Es sollten Arbeiten analysiert werden, die eine gewisse öffentliche Resonanz hervorgerufen hatten.

Mit Hilfe der Auslegungsmethode der „synthetischen Interpretation“ werden die unterschiedlichsten Köln-Bilder rekonstruiert, und Stegmann weist nach, daß Medien nicht nur Raum-Images vermitteln, sondern auch verändern und erzeugen. Ein wesentliches Ergebnis seiner Analyse ist die Erkenntnis, daß die mediale Produktion von Images als eine interessegeleitete Handlungsweise angesehen werden muß. Existierende Raumbilder werden aufgegriffen oder umgedeutet, neue werden entworfen usw., um jeweils spezifische Kalküle zu befördern. Raumbildproduktion wird so zu einem Gegenstand gesellschaftlicher Auseinandersetzungen.

Stegmanns Arbeit ist ein guter Beleg dafür, daß auch in der Geographie hermeneutische Verfahren wie die Textinterpretation sinnvoll angewendet werden können. Dieses Verfahren vermeidet vor allem die Gefahr, daß das, was erforscht werden

soll – hier die Raum- und Vorstellungsbilder über die Stadt Köln – nicht erst in der mehr oder minder „künstlichen“ Situation des empirischen Forschungsprozesses, z. B. innerhalb einer Befragung, hergestellt wird. Stegmann hingegen untersucht die Bedeutungen von Begriffen, denn es geht ja bei den Raum- und Vorstellungsbildern vor allem um die unterschiedliche Auslegung von Worten, in verschiedenen „natürlichen“ Sprach- und Kommunikationssituationen. Er gelangt so mit Hilfe der Textinterpretation zu Einsichten und Ergebnissen, die durch standardisierte Befragungstechniken nicht hätten gewonnen werden können.

Wilfried Körner: Der Frankfurter Grüngürtel als sozialer Raum: Diskurse, Raumbilder und Netzwerke – das Beispiel Sossenheim. Frankfurt/M. 1998 (Institut für Kulturgeographie, Stadt- und Regionalforschung der Universität Frankfurt/M. Materialien, Bd. 23). 152 S.

Körners Arbeit untersucht am Beispiel der Grünflächenplanung in Frankfurt/M. die gesellschaftliche Auseinandersetzung verschiedener Akteursgruppen im Stadtentwicklungsprozeß. Der Autor will die Frage nach den unterschiedlichen Interessen der am Planungsprozeß Beteiligten und vom Planungsprozeß Betroffenen beantworten und analysiert, wie städtischer Raum sozial produziert und verschiedenen Gruppen zugänglich gemacht wird. Er geht davon aus, daß der Prozeß der gesellschaftlichen Aneignung strukturiert wird durch die

Interpretationsleistungen der Akteure und durch deren Kampf um die „richtige“ Interpretation. Die je spezifischen Wahrnehmungs- und Bewertungsweisen seien Voraussetzung für bestimmte Handlungsmuster, die wiederum zu realen Veränderungen führten. Methodischer Ausgangspunkt dieser Aufgabenstellung ist die Diskursanalyse.

Nach Auffassung des Autors ist die Diskursanalyse eine mögliche Erkenntnis- methode, die soziale Bedeutung individueller Wahrnehmungen und Einstellungen zu untersuchen, d. h. den Einfluß von Gesellschaft auf individuelle Sichtweisen und Raumbilder kenntlich zu machen. Nach seinem Verständnis sind Diskurse umfassende hegemoniale Erklärungsmuster, die einen gewissen Wahrheitsanspruch zum Ausdruck bringen; sie sind das Ergebnis von Aushandlungsprozessen und stellen einen gruppenkonstituierenden Konsens dar.

Im spezifischen Zusammenhang der Beschreibung und Erklärung der Entstehung von Raumbildern spielen diese Überlegungen insofern eine Rolle, als räumliche Vorstellungsbilder keine eigenständigen Konstrukte darstellen, sondern sich auch aus anderen virulenten Vorstellungswelten speisen, Teile von ihnen aufgreifen usw. Raumbilder können so als eine komplexe Zusammenfassung sozialer Bedeutungszuschreibungen und räumlicher Objektivationen aufgefaßt werden.

Zum Aufspüren unterschiedlicher Raumbilder und verschiedener Diskurse setzt Körner Verfahren der qualitativen Sozialforschung ein. Neben Einzelinterviews und Gruppenbefragungen werden auch verschiedene öffentliche Veranstaltungen zum

Planungsverfahren besucht und ausgewertet. Die Einzelinterviews werden unterstützt durch Fotobefragungen, in denen den Interviewpartnern Fotos aus dem Planungsraum vorgelegt werden. Vor dem Gespräch wurden die Interviewten vom Autor gebeten, Handskizzen vom Planungsgebiet anzufertigen. Diese „mental maps“ spielen in der Interpretation des empirischen Materials durch Körner eine wesentliche Rolle, wobei die Schlußfolgerungen des Autors nicht immer für den Leser nachzuvollziehen sind und seine Interpretationen teilweise einen starken spekulativen Charakter annehmen.

In seiner Analyse kommt Körner zu einer Klassifikation von Raumbildern (synthetisch-territoriale Raumbilder, instrumentell-territoriale Raumbilder, diskursive Raumbilder), die auch jeweils verschiedenen Akteursgruppen zugerechnet werden können. Es scheint geradezu ein determinierender Zusammenhang zwischen der Stellung der befragten Personen im Planungsprozeß und ihren spezifischen Raumbildern zu bestehen.

Resümierend kann die Arbeit von Körner als ein Beitrag zu einer kommunikativen Stadtentwicklungsplanung – wie sie etwa von Selle (1994) vorgeschlagen wird und in der die Moderation der unterschiedlichen Interessen der an der Planung Beteiligten einen wesentlichen Raum einnimmt – gelesen werden. Körner tritt dafür ein, daß das Gelingen demokratischer Planung wesentlich davon abhängig sei, „Kommunikation so zu organisieren und inhaltlich zu moderieren, daß lokale oder überlokale Machtstrukturen nicht fortwährend reproduziert werden. Eine solche Planung muß

ein Mindestmaß an gesellschaftstheoretischer Analyse leisten. Diese Planung oder Moderation muß Diskursivierungsstrategien und Hegemonialisierungsprozesse der Akteure und sozialer Gruppen deutlich machen. Nur so kann sie Desintegrationserscheinungen und selektive Privilegierung erkennen und transparent machen, um auf diese Weise überhaupt die Voraussetzung für demokratische Planungsprozesse zu schaffen.“ (145)

Anke Schüttemeyer: Eigen- und Fremdimage der Stadt Bonn. Eine empirische Untersuchung. Bonn 1998 (Bonner Beiträge zur Geographie. Materialien aus Forschung und Lehre, Heft 9). 109 S.

Die Arbeit von Schüttemeyer orientiert sich in weiten Teilen an den Denkfiguren und Methoden der Betriebswirtschaft. Ihre Imageanalyse von Bonn soll als Teil des Stadtmarketings fungieren können. „Image“ wird dabei nicht als wissenschaftliche Kategorie oder als analytischer Begriff gefaßt, sondern als Grundlage und Teil instrumentellen Handelns. Das Instrument „Imageanalyse“ soll der Stadtentwicklungspolitik Wege aufzeigen, wie Bonn in der interkommunalen Konkurrenz um Wohnbevölkerung und Wirtschaftsbetriebe besser positioniert werden kann.

Unterschieden werden Eigen-, Umland- und Fremdimage der Stadt Bonn, das durch Befragungen in Bonn (Eigenimage), einigen Nachbarstädten (Umlandimage) und anderen Orten der Bundesrepublik (Fremdimage) erforscht wird. Offenbar aus

forschungsökonomischen Gründen wird das Fremdimage lediglich in denjenigen Städten erhoben, in denen die studentischen Interviewer wohnen, welche die Befragung durchführten.

Zur Anwendung kommen in den Interviews die üblichen Erhebungsinstrumente einer Imageanalyse: Assoziationstests, Bewertungsverfahren et cetera. Neben der Ist-Analyse werden in den Befragungen auch Daten zum Wunschbild, wie also in den Vorstellungen der Interviewten Bonn aussehen sollte, abgefragt. Aus der Gegenüberstellung von Ist- und Sollbild werden Handlungsfelder aufgezeigt, in denen Politik verstärkt aktiv werden muß.

Offensichtlich ist mit der Anlage des Forschungsdesigns eine wie auch immer begriffene Repräsentativität der Befragungen nicht angestrebt. Weder wird die mit der Fragestellung der Arbeit verknüpfte Grundgesamtheit näher charakterisiert noch wird ein Vergleich von Stichprobe und Grundgesamtheit an Hand des Vergleichs soziographischer Daten vorgenommen. Auch die Auswahl der Umlandgemeinden, in denen das „Umlandimage“ erhoben wird und die Auswahl der Städte, in denen dem „Fremdimage“ nachgegangen wird, ist eher dem Zufall überlassen und nicht aus der Fragestellung der Arbeit entwickelt.

Die Schwächen der methodischen Umsetzung korrespondieren mit einer gewissen Unschärfe in den grundlegenden Begriffen und Kategorien der Arbeit. Diese Unschärfe führt u. a. zu der Vorstellung, daß Raumbilder – also Vorstellungen, die durch einen höchst komplexen sozialen Zusammenhang charakterisiert sind – selbst eine räumliche Dimension besitzen. So führt Schüttemeyer

an, daß die umfangreichen Befragungen in Bonn, im Umland und in anderen Städten der Bundesrepublik eine räumlich differenzierte Betrachtung zuließen. Diesem Vergleich legt sie die Annahme zugrunde, daß mit wachsender Entfernung vom Referenzraum der Verzerrungsgrad des Images steige und demgemäß Unterschiede zwischen einheimischen Bewohnern und Auswärtigen auftreten könnten (27). Wie nahe die Bilder in den Köpfen der befragten Personen der Realität kommen – ob und auf welche Weise diese Differenz aber auch die „Realität“ selbst gemessen werden kann, bleibt undiskutiert –, ist nach dieser Auffassung davon abhängig, in welcher räumlichen Distanz sich die Personen normalerweise zum „Referenzraum“ aufhalten.

Auch wenn Schüttemeyers Arbeit der anwendungsbezogenen Forschung zuzurechnen ist, bleibt die Frage zu beantworten, ob nicht auch diese Art der Forschung gut beraten wäre, würde sie mit etwas größerer Sorgfalt und Aufmerksamkeit ihre Basisannahmen überprüfen. Das würde zum einen ihre Argumentationskraft stärken, zum anderen gegen interessierten Mißbrauch besser schützen.

Karl Ganser: *Liebe auf den zweiten Blick*. Internationale Bauausstellung Emscher Park. Dortmund 1999. 223 S.

Gansers „*Liebe auf den zweiten Blick*“ ist ein Bilderbuch über die 1999 zu Ende gegangene Internationale Bauausstellung (IBA) Emscher Park, deren Geschäftsführer er war. In teilweise sehr ansprechend künst-

lerisch gestalteten Bildern werden die einzelnen Themen der IBA vorgestellt: Emscher Landschaftspark, ökologischer Umbau des Emscher-Systems, Arbeiten im Park, städtebauliche und soziale Impulse für die Stadtentwicklung, Wohnen in der Siedlung, Industriekultur und Tourismus.

Die poetisch klingenden Überschriften der einzelnen Kapitel wie „Natur frißt Stadt“, „Die Kohle geht, die Sonne kommt“, „Licht in der Dunkelheit“ u. ä. machen deutlich, daß es dem Autor nicht um prosaische Informationen über ein 10 Jahre währendes Regionalentwicklungsprojekt geht, sondern der Leser in die faszinierende Welt des „neuen Ruhrgebiets“ entführt werden soll. Die Fotografien markieren den „Aufbruch in eine postindustrielle Zeit“, in ihnen steckt „die Aufforderung, die Schönheit der Industrielandschaft zu entdecken.“ (7) Ganser schreibt zu seiner Zeit im Ruhrgebiet und als Erläuterung des Titels: „So hat sich im Laufe der Jahre eine Liebe auf den zweiten Blick eingestellt, die eine nicht alltägliche Schönheit (gemeint ist das Ruhrgebiet, J.B.) ins Licht rückt. Aus diesem Gefühl sind die Bilder und Texte in diesem Bildband gefügt und den Personen gewidmet, die mir dabei Wege gewiesen haben, ohne daß sie dies vielleicht so recht wissen.“ (191).

Gansers Konzept der Bildproduktion scheint auf ein Vorbild in der Weltliteratur zurückzuführen sein, das Geographen nicht ganz unbekannt sein dürfte. Saint-Exupérys kleinem Prinzen wird auf seiner Reise vom Fuchs beim Abschied ein wichtiger Hinweis mitgegeben: „Adieu“, sagte der Fuchs. „Hier mein Geheimnis. Es ist ganz einfach: man sieht nur mit dem Herzen gut.

Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.‘,Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar‘, wiederholte der kleine Prinz, um es sich zu merken.“ (Saint-Exupéry 1957, 52 f.) „Mit dem Herzen schauen“ – das scheint auch das Konzept dieses Bildbandes zu sein und es ist schwierig, sich der Faszination der Bilder zu entziehen. Man sieht es den Fotografien an, daß auch der Betrachter der Bilder die dargestellte Stadtlandschaft mit der gleichen Liebe entdecken soll, mit der der Fotograf sie in Szene gesetzt hat. Das Ruhrgebiet soll mit dem „Herzen geschaut“ werden. „Das Wesentliche“ erschließt sich dem Betrachter in der Zusammenschau der einzelnen Fotografien – quasi als Subtext der durchgängigen Bildkompositionen.

Gansers „Liebe auf den zweiten Blick“ ist so vergleichbar mit gut gestalteten Bildbänden über „intakte“ Landschaften, von denen der Leser ebenfalls gefangen genommen werden soll. Es ist der Versuch der Rehabilitation einer „geschundenen“ und „ausgebeuteten“ Region mit den Mitteln alter und konventioneller Sehgewohnheiten.

Peter Pachnicke, Bernhard Mensch (Hg.): Kunst setzt Zeichen. Landmarken-Kunst. Eine Ausstellung der Ludwig Galerie Schloß Oberhausen im Auftrag der IBA Emscher Park, 1. Mai bis 3. Oktober 1999. Oberhausen 1999. 213 S.

Zum Abschluß der Internationalen Bauausstellung (IBA) Emscher Park 1999 wurden ihre Ergebnisse mit einigem Aufwand einer breiten Öffentlichkeit präsen-

tiert. Die vorliegende Arbeit ist der Katalog zur Ausstellung über die von der IBA im nördlichen Ruhrgebiet inszenierte Landmarken-Kunst. Er besteht aus drei Teilen. Die eigentliche Ausstellung wird mit Hilfe zahlreicher Fotos und Abbildungen, denen kurze erläuternde Texte beigegeben sind, dokumentiert. Sechs Aufsätze beschäftigen sich mit der Rolle der Kunst in der Wahrnehmung von (Industrie-)Landschaft. Schließlich werden 20 Landmarkenprojekte beschrieben und erläutert.

Die Landmarken, welche die IBA Emscher Park mit bekannten Künstlern entwickelt und umgesetzt hat, markieren – so der zugrundeliegende Ansatz – Geschichte und Zukunft des Reviers: Landmarken-kunst erzählt den Menschen, wo sie herkommen, und deutet an, wohin es gehen könnte. Sie orientiert in einem Gewirr von Häusern und Straßen, wo es schwer ist, die Übersicht zu behalten. Landmarken sind künstlerische Sehnsuchszeichen für die Gestaltung einer Landschaft, in der sich Natur, Mensch und Technik im Gleichgewicht befinden – so könnten die Aufgaben der Landmarkenkunst der Internationalen Bauausstellung Emscher Park zusammenfassend umrissen werden.

Peter Pachnicke, dem Konzeption und Organisation der Ausstellung oblagen, schreibt: „Während das Gesicht anderer Regionen durch Kathedralen, Burgen, Schlösser, Flüsse bestimmt ist, wird das Emschertal durch die Landmarken der Industriekultur geprägt: Fördertürme, Hüttenwerke, Gasometer, Halden, Brachen. Landmarken sollten nicht nur als Ruinen der Industriegeschichte bewahrt werden, sondern durch künstlerische Transforma-

tion dem ökologischen Wandel Gestalt geben. Richard Serra, Jonathan Park, Dan Flavin, Dani Karavan, Ulrich Humpert, Hermann Prigann, Ulrich Rückriem u. a. schufen mit dem Ausdrucksmittel der Land Art, der Skulptur, der Lichtplastik und Klanginstallation Landmarken, die am Tag wie in der Nacht der Emscherregion ein Gesicht geben, in dem gleichermaßen Geschichte, Gegenwart und Zukunft erkennbar wird.“ (29)

Die Ausstellung will denjenigen Menschen „Sehhilfen“ an die Hand geben, welche die Landmarken an ihren originalen Standorten „erleben“; dabei kann der Besuch der Ausstellung einen Primärkontakt keineswegs ersetzen: „Erst wenn man in den riesigen Werkhallen der früheren Industriegiganten steht und auf den ehemaligen aus dem Erdinneren geförderten Abraumhalden, spürt man die Erhabenheit dieser Räume, und begreift, daß die Landmarken ein Teil der Geschichte der Metamorphosen der symbolischen Orte des Menschen sind.“ (33) Das Bedürfnis der Erhabenheit wird geradezu zu einem Grundbedürfnis des spätmodernen Menschen stilisiert: „Unsere Sehnsucht nach dem Erhabenen, die beständig aus dem Wunsch erwächst aus der Bedeutungslosigkeit des Alltags auszubrechen, wird besonders dadurch erregt und befriedigt, weil diese heroischen Orte in uns gleichermaßen Bewunderung und Erschrecken, Überwältigung und Schauder auslösen.“ (28)

Die Leitfigur der Erhabenheit wird konsequent im didaktischen Ausstellungskonzept umgesetzt. Den Fotografien und Modellen der Landmarkenkunst werden Werke antiker, mittelalterlicher, romanti-

scher und moderner Kunst gegenübergestellt. Der Betrachter soll dadurch in die Lage versetzt werden, die künstlerisch transformierten Landmarken als Sehnsuchtsorte und Hoffnungsräume in den Traditionen der Kunstgeschichte zu sehen. Caspar David Friedrichs „Junotempel in Agrigent“ wird dem Landschaftspark Duisburg-Nord und sein „Blick auf die Ostsee“ Richard Serras Bramme auf der Schurenbachhalde als Interpretationshilfe zur Seite gestellt. Es werden so eine Vielzahl unterschiedlicher Bedeutungen mit völlig von denen einer Industrielandschaft abweichenden Kontexten angeboten. So werden Raumbilder produziert, welche die jüngeren industriegeschichtlichen Erfahrungen gleichsam in ein Nichts auflösen. Die vielen kleinen und großen ökologischen, sozialen und auch persönlichen Katastrophen in der zu Ende gegangenen Industriegeschichte werden uminterpretiert zu heroischen Landschaften, in denen die Landmarken als Stolz der Region (Ganser) ein neues Selbstbewußtsein dokumentieren und erzeugen sollen.

Manfred Walz kommt zu einer sehr pointierten Kritik der Landmarkenkunst im Ruhrgebiet und ihrer Präsentation in der Ausstellung „Kunst setzt Zeichen“:

„Dadurch, dass die Nachlassenschaften altindustrieller Anlagen hübsch gemacht werden, zeigen sich Produktions-, Arbeits- und Abfallorte in fremder Sicht. Die Bilder klären nicht auf, sondern verdecken vergangene Arbeitsqual.“

Die Beibilder zu den neuen Landschaftsbauwerken und Landmarken verweisen ausnahmslos in die schönen Zeiten vor Industrie und Eisenbahn – sehnsuchtsvoll, aber ohne die Rückkehr ernst zu meinen.

(...) Die Adressaten sind (...) nicht die Menschen dieser Region, die sich mit ihren punktuell neuen Umgebungen identifizieren sollen, sondern die aus der Ferne, die die Region mit Hilfe bekannter Bilder neu sehen sollen. (...) es geht (...) nicht so sehr um die konkrete Aneignung (der Landschaft im Ruhrgebiet, J.B.) durch ihre AnwohnerInnen und schon gar nicht um die konkrete und zukünftige Produktion von Landschaft, sondern um die Herstellung mächtiger Bilder, hinter denen die existenziellen Fragen von Landschaft und Region verdeckt bleiben können.“ (Walz 1999, 85 f.)

In der Kritik von Walz tritt ein Verständnis von Kunst und ihrer möglichen Funktion in der Bildproduktion hervor, das dem Konzept der Ausstellung diametral gegenübergestellt zu sein scheint. Hier begegnen sich offensichtlich zwei Konzeptionen künstlerischer Arbeit, die seit jeher in der bürgerlichen Gesellschaft im Widerstreit liegen: Kunst als ideologisch-affirmative Unternehmung und Kunst als subversiv-emanzipatorisches Projekt.

Nach dieser Sichtweise ist die Raumbildproduktion durch die Ausstellung „Kunst setzt Zeichen“ sicher eher der ideologisch-affirmativen Seite der Kunst zuzurechnen. Die produzierten Raumbilder orientieren sich am „Schönen, Wahren, Guten“ und möchten zur Versöhnung von „Mensch“ und „Landschaft“ im Ruhrgebiet beitragen.

„Schön ist es auch anderswo ...“:  
Fotografien vom Ruhrgebiet 1989-1999.

Ausstellung vom 14. April bis 1. August 1999 im Rheinischen Industriemuseum Oberhausen. Katalog-Redaktion: Daniel Stemmrich, Uwe Sülflöhn. Heidelberg 1999 (Schriften des Rheinischen Industriemuseums, Bd. 16). 202 S.

Der vorliegende Band ist der Katalog zur Ausstellung gleichen Namens. Zeitgenössische Fotografen zeigen rund 200 Fotografien aus den Jahren 1989 bis 1999. Durchaus nicht zufällig fand die Ausstellung zeitgleich mit der Endpräsentation der IBA Emscher Park statt. „Schön ist es auch anderswo ... Fotografien vom Ruhrgebiet“ wirkt geradezu als Antithese zu der IBA-Ausstellung über Landmarkenkunst, die oben vorgestellt worden ist. Während die Landmarkenkunst das Erhabene der Landschaft Ruhrgebiet sichtbar machen und herausheben will, beschäftigt sich „Schön ist es auch anderswo...“ mit der Alltäglichkeit der Stadtlandschaft. Dabei wollen die ausgestellten Bilder weder dem Mythos der früheren Industrielandschaft noch dem „schönen Schein“ der „Zukunftsregion Ruhrgebiet“ erliegen. Die Fotografien sind so aufgebaut, daß sie dem Betrachter gleichzeitig vertraute und fremde Bilder vermitteln. Vertraut erscheinen sie, weil viele Bewohner des Ruhrgebiets ihre Umgebung genau so oder zumindest ähnlich wahrnehmen: Blicke aus fahrenden Zügen auf Häuserzeilen, ein dichtes Nebeneinander von Straßen, Trassen, Versorgungs- und Industrieleitungen, Brachen usw. Fremd erscheinen sie, weil die künstlerische Umsetzung gerade solch vertrauter Motive mit den bildnerischen Mitteln fotografischer

Technik neue, überraschende und ungewohnte Blicke eröffnet. Die Fotografien wollen Fragen provozieren: Ist das Ruhrgebiet nicht eine Region wie viele andere? Was ist das Gemeinsame dieses Ballungsraums? Kann man die Stadtlandschaft Ruhrgebiet eigentlich als „schön“ begreifen?

Das Ausstellungskonzept, welches das Alltägliche durch visuelle Vielschichtigkeit erst wahrnehmbar und erkennbar machen will, verlangt vom Betrachter alte, tradierte Sehgewohnheiten aufzugeben. Wir hatten das an der eingangs beschriebenen Reaktion meines Sohnes gesehen: Die Darstellung des banalen Alltags ist nicht unbedingt das, was der Besucher in einem Museum oder in einer Ausstellung erwartet oder sehen möchte.

Der Ausstellungskatalog „Kunst setzt Zeichen“ bietet Bilder des Ruhrgebiets an, die den Alltag nicht nur nicht darstellen, sondern vergessen machen will. Es werden das „Erhabene“ und das „Heroische“ des Genius loci beschworen. „Schön ist es auch anderswo ...“ geht einen anderen Weg. Daniel Stemrich, Kurator für Fotografie am Rheinischen Industriemuseum Oberhausen schreibt dazu: „Warum kommen Menschen hierher, wollen diese Region besuchen und kennenlernen? Ist doch eher das ‚dazwischen sein, inter esse‘ die wichtigere Haltung zur Begründung von ‚Sympathie‘ für diese Region zwischen Ruhr und Emscher? Dann sind ‚Verstehen-Wollen‘ und ‚Entdecken-Können‘ die angemessenen Zugangsweisen; dann ist der Zusammenklang von Wissen und Erfahren wichtiger als der von Schönheit und Ergriffenheit.“ (37) Die Ausstellungsmacher von „Schön ist es auch

anderswo ...“ stellen sich so in die Tradition der Aufklärung. Sie wollen ein Bild vom Ruhrgebiet vermitteln, in dem der Alltag seiner Bewohner als Ausgangspunkt zum Verständnis dieser Region in den Mittelpunkt des Interesses rückt. „Wissen“ wird dem „Heroischen“ und dem „Erhabenen“ als die bessere Alternative gegenübergestellt. Künstlerische Bildproduktion wird als ein emanzipatorisch-pädagogisches Projekt aufgefaßt, in dem weniger Identitätsmöglichkeiten angeboten werden als die Aufforderung, sich mit seiner unmittelbaren Umgebung auseinanderzusetzen, wobei es offen bleibt, welche konkreten Ergebnisse am Ende dieses Lernprozesses stehen werden.

Die hier vorgestellten Bücher zeigen sehr anschaulich, daß die in der Einleitung entwickelten Kategorien „Alltagsraumbild“, „Imageproduktion“ und „konkurrierende Raumbilder“ in der Produktion räumlicher Vorstellungsbilder auf eine sehr komplexe Weise miteinander verwoben sind. Die Arbeiten von Stegmann und Körner versuchen mit je spezifischen methodischen Mitteln diese Komplexität in handhabbare Größen zu zerlegen und kommen dabei zu Ergebnissen, die das Phänomen „Raumbildproduktion“ als einen gesellschaftlichen Prozeß beschreiben. Nachgewiesen wird, daß Raumbilder von bestimmten Interessen abgeleitet werden können und daß sie mit anderen gesellschaftlichen Bereichen und Feldern diskursiv verbunden sind.

Die besprochenen Beispiele zur Imageproduktion über das Ruhrgebiet zeigen, mit

welchen Mitteln versucht wird, an virulente Alltagsbilder anzuknüpfen und auf welche unterschiedliche Hintergrundparadigmen dabei Bezug genommen wird.

Es wäre begrüßenswert, wenn die deutschsprachige Geographie sich intensiver als bisher mit dem Phänomen „Raumbildproduktion“ auseinandersetzen würde. Die hier besprochenen Arbeiten zeigen, daß das ein lohnendes Thema sein kann.

### Literatur

- Ganser, Karl 1970: Image als entwicklungsbestimmendes Steuerungsinstrument. In: *Stadtbauwelt* 26. S. 104-108.
- Monheim, Heiner 1972: Zur Attraktivität deutscher Städte. Einflüsse von Ortspräferenzen auf die Standortwahl von Bürobetrieben. München (= WGI-Berichte zur Regionalforschung 8).
- Ruhl, Gerhard 1971: Das Image von München als Faktor für den Zuzug. Kallmünz, Regensburg (= Münchener Geographische Hefte 35).
- Saint-Exupéry, Antoine 1957: *Der Kleine Prinz*. Düsseldorf.
- Selle, Klaus 1994: Was ist bloß mit der Planung los? Erkundungen auf dem Weg zum kooperativen Handeln. Ein Werkbuch. Dortmund (= *Dortmunder Beiträge zur Raumplanung* 69).
- Walz, Manfred 1999: Kunstlandschaften – Zerstören oder besetzen? In: Sebastian Müller u. Rita A. Herrmann (Hg.): *In-szenierter Fortschritt. Die Emscherregion und ihre Bauausstellung*. Bielefeld. S. 73-88.



## Einzelrezensionen

Heiner Monheim u. Christoph Zöpel (Hg.): Raum für Zukunft. Zur Innovationsfähigkeit von Stadtentwicklungs- und Verkehrspolitik. Festschrift für Karl Ganser. Essen 1997. 375 S.

Unter dem Titel „Raum für Zukunft“ haben die Herausgeber Heiner Monheim und Christoph Zöpel eine Vielzahl von Aufsätzen in einer Festschrift für Karl Ganser, dem Initiator und Direktor der Internationalen Bauausstellung (IBA) Emscher Park, zusammengetragen. Um die „Innovationsfähigkeit von Stadtentwicklungs- und Verkehrspolitik“ soll es gehen, und die Liste der beitragenden Personen umfaßt einen Gutteil des wissenschaftlichen Direktorioms der früheren IBA Emscher Park, diverse ehemalige und amtierende MinisterInnen nebst einer Reihe aktiver höherer Verwaltungsfachleute. Allesamt Menschen, deren Beruf zu einem nicht geringen Teil der Entwicklung von Perspektiven und Zukunftsentwürfen gedient haben oder auch noch dienen sollte. Indes – dies sei gleich vorweg bemerkt – etwas über „Zukunft“ und „Innovationsfähigkeit“ erfährt der Leser am ehesten in den Artikeln, die sich Versäumnissen und Fehlentwicklungen in der Stadtentwicklung widmen.

Einen gewaltigen Rundumschlag verheißen die Überschriften der einzelnen Abschnitte: Von einer Bilanz der „Neuorientierung der räumlichen Planung“ über die „Innovationsfähigkeit der Akteure“ und

„Verkehrsentwicklung“ wird der Bogen bis hin zur „Stadtentwicklung in Städten und Regionen Nordrhein-Westfalens“ gespannt. Ein Rück- und Ausblick in Interviews mit Karl Ganser und den wichtigeren seiner früheren Vorgesetzten schließt das Buch ab.

Karl Ganser wird gleich in einem vorangestellten Abschnitt in insgesamt vier Beiträgen auf den Sockel gehoben und darf dann auch für den Rest des Buches dort stehen bleiben – die nachfolgenden Autoren beziehen sich meist nur im Sinne einer Pflichtübung auf seine Arbeiten und ihn als Person. Die Laudatio selbst kann getrost übersprungen werden. Während der Mitherausgeber Heiner Monheim und die nordrhein-westfälische Städtebauministerin Ilse Brusis sich durchaus bemühen, die Karriere Karl Gansers in den zeitgeschichtlichen bzw. politischen Kontext einzubetten, können der Beitrag von Johannes Rau und insbesondere der des FAZ-Journalisten Andreas Rossmann nur verärgern. Statt der anerkennenden, zuweilen kritischen Würdigung, die man sich in einer Hommage wünschte, finden sich hier nur peinliche Lobhudelei und Legendenbildung.

Die Fachbeiträge stellen sich äußerst heterogen dar. Dies gilt insbesondere für den mit acht Beiträgen umfangreich geratenen zweiten Abschnitt, der sich – so der Anspruch – sowohl bilanzierend als auch in die Zukunft blickend der Neuorientierung der räumlichen Planung widmen will. Aufsatztitel wie etwa „Raumordnungs- und Städtebaupolitik des Bundes im Wandel der

Zeiten“ halten, was sie versprechen. Hans-Peter Gatzweiler, Referatsleiter in der BfLR, referiert solide die Geschichte der Behörden sowie Bundesgesetze und verspricht dabei den Charme eines betulichen Lehrbuchs der frühen 60er Jahre.

Andererseits verbergen sich hinter lapidaren Überschriften wie „Stadtentwicklungspolitik in der DDR und in den neuen Ländern“ auch Artikel, die aus dem gemächlichen Lesefluß aufzuschrecken vermögen. Michael Bräuer, 1990 der Staatssekretär im letzten DDR-Ministerium für Raumordnung und Städtebau, kommt zwar – wie übrigens kaum einer der Autoren dieses Abschnitts – auch nicht ohne aufzählende und über weite Strecken deskriptive Passagen aus. Dennoch gelingt es ihm, genau diejenigen Entwicklungen als systematisch betriebene für Ostdeutschland zu kennzeichnen, die das Ruhrgebiet mit Instrumenten wie der IBA zu überwinden trachtete: „Überfliegerplanungen“, Rangelei um Investoren, Disurbanisierung durch Umlandzersiedelung und die Massierung neuer Industriebrachen gelten Bräuer als Resultat einer „Amerikanisierung“ der neuen Länder, in denen sich die Orientierung an Renditeerwartungen und Flächenerlösen wesentlich hemmungsloser als in Westdeutschland in der Stadtentwicklungspolitik durchgesetzt habe. Bräuer macht das, was auch manch anderem Aufsatz dieses Abschnitts gut getan hätte: Indem er zu Beginn mit einer Retrospektive zwei Entwicklungsszenarien einführt, legt er die Möglichkeit politischer, administrativer und stadtplanerischer Verzweigungspunkte offen. Von dort ausgehend kann er die politische, ökonomische und nicht zuletzt kultu-

relle Durchsetzung der strategischen Interessen mächtiger Akteure nachzeichnen, womit er einer der wenigen Autoren dieses Sammelbandes bleibt, dem eine herrschaftskritische Aufarbeitung von Planungspolitik gelingt. Zu häufig gerät anderen Autoren die Geschichtserzählung als relativ bruchlose, beinahe zwangsläufige, und deshalb leidenschaftslos darzulegende Ereigniskette. Vorausgesetzt jedoch, daß Innovationsfähigkeit, die ja zentrales Topos des Buches ist, zuvörderst die Fähigkeit zur Kritik an den bestehenden Verhältnissen im Sinne einer Voraussetzung für Transzendenz – d. h. der Überwindung des bestehenden Universums von Denken und Handeln – erfordert, kann man nur schlußfolgern, daß es um die Innovationsfähigkeit von einigen schreibenden Politikern und Verwaltungsfachleuten nicht besonders bestellt ist.

Es wäre wohl insbesondere die Aufgabe des den zweiten Abschnitt einleitenden Beitrags von Christoph Zöpel gewesen, die Orientierung zu vermitteln, die ein so unterschiedliche Themenfelder behandelndes Buch benötigt hätte. Obwohl unter dem Titel „Stadtentwicklung und Politik des Staates“ als Grundsatzartikel angelegt, vermag es Zöpels Beitrag nicht, zwischen den nachfolgenden Aufsätzen einen gemeinsamen Bezugspunkt zu konstruieren. Stattdessen verschwimmen gleich zu Beginn die Konturen. Die Stadt wird ganz allgemein als „steingewordene Geschichte“ und als „Kontinuum der Kommunikation“ beschworen, das sich in Monumenten und Menschen ausdrücke. Monumente seien die Pyramiden und die Akropolis ebenso wie die Neue Mitte

Oberhausen oder der Landschaftspark Duisburg-Nord; Menschen seien dabei wie Cicero, Krupp oder der Kumpel Anton. Die Orte, die in den „Mittelpunkt der ordnenden Betrachtung“ rückten, würden wechseln: „Es kann also auch die Emscher sein.“ Zöpel schwankt im gesamten Beitrag zwischen den großen Linien der Weltpolitik und Historie auf der einen Seite und den Details nordrhein-westfälischer Städtebaupolitik auf der anderen. Keine der beiden Seiten wird wirklich ausgearbeitet. Oberflächliche, sprunghafte und stets allgemeine Betrachtungen über Politik und Welt ‘an sich’ stehen völlig beziehungslos neben schulbuchhaft dargelegten Zahlenkolonnen aus NRW. Von einem „Mittelpunkt der ordnenden Betrachtung“ ist leider nichts zu sehen.

Trotz des ausdrücklich angestrebten Bemühens, Machtverhältnisse in den Blick zu bekommen, enden die analytischen Versuche Zöpels in theoretischen Platituden: Ohne große Umwege bemüht er die ohnehin reduktionistische Systemtheorie Luhmannscher Prägung, um den Kern der Interessenskonflikte um Stadträume auf die noch anspruchslosere Formel „Standort oder Lebensraum“ zu bringen. So nimmt es nicht wunder, daß der Versuch einer positiven Stellungnahme zu sozialer Politik im hilflos anmutenden moralischen Apell gipfelt, Politik dürfe sich nicht zum „Handlanger der Stärksten“ machen. Nun ja. Früher haben Sozialdemokraten noch mit Marx gearbeitet.

Wesentlich strukturierter sind die auch in sich konsistenten Abschnitte „Innovationsfähigkeit der Akteure“, „Verkehrsentwicklung“ und „Stadtentwicklung in

Städten und Regionen Nordrhein-Westfalens“. Positiv hervorzuheben ist sicherlich noch der Beitrag von Wolfgang Roters, Abteilungsleiter für Stadtentwicklung im NRW-Megaministerium MASSKS (Ministerium für Arbeit, Soziales, Stadtentwicklung, Kultur und Sport), der sich der Kontextgebundenheit von Innovation und der sozialen Konstruktion der Inhalte von Innovation stellt. Schließlich sei heute innovativ, was die Folgeschäden der in den 60er Jahren als innovativ geltenden Stadtentwicklung zu beheben versuche. Roters reflektiert auch genau die Funktionsprinzipien des Politikmodells IBA Emscher Park und scheut sich nicht, seine Mängel zu benennen. Informalität, Konfliktvermeidung, unerhörter Koordinations- und Kooperationsaufwand sowie die Relativierung oder Umgehung der vorhandenen Entscheidungsstrukturen können aus seiner Sicht keine dauerhaften Bedingungen innovativer Politik sein: „Das verbreitete Kompliment für die Innovationsfreude (der IBA, Anm. M.K.) hat insofern durchaus eine Kehrseite.“ Roters beschreibt auch in offener Form die Restriktionen, denen Kommunen durch die Dominanz der Großinvestoren und den gleichzeitigen Trend zur Bindungsschwäche der Stadtgesellschaft unterliegen. Die indirekt daraus abgeleitete Forderung für einen „lernenden Staat“ bleibt zwar etwas zu früh in der Suche nach Verwaltungsreformen, einer „new public administration“ stecken, regt aber zu einer differenzierten Bewertung der IBA Emscher Park und zum Weiterdenken an.

Beiträge wie dieser sind es, die den Sammelband „Raum für Zukunft“ zu einem lesenswerten Buch für diejenigen machen,

die einmal zügig durch die jüngere städtebauliche Entwicklung und Stadtentwicklungspolitik Nordrhein-Westfalens stapfen wollen. Nebenbei erfährt man tatsächlich – wenn auch manchmal anders als von einigen Autoren intendiert – einiges über die Innovationsfähigkeit von Stadtentwicklungspolitik und ihren Akteuren. Daß auch die im Wissenschaftsbetrieb übliche Wiederverwertung betrieben wird (so etwa von Thomas Sieverts), wird durch engagierte Aufsätze wie die von Franz Alt („Umweltvergessenheit im deutschen Journalismus“) oder Heiner Monheim („Die Autofixierung der Verkehrspolitik“) einigermaßen ausgeglichen. Die beiden letztgenannten zeigen auch, was die IBA eben nicht geschafft hat oder besser: weder schaffen konnte noch schaffen wollte. Es muß wohl einer weiteren Publikation, die dann nicht eine Festschrift für Karl Ganser sein kann, überlassen bleiben, die strukturellen Unzulänglichkeiten des Innovationsprogramms IBA systematisch aufzuarbeiten.

Markus Kurth

Klaus Ronneberger, Stefan Lanz u. Walter Jahn: Die Stadt als Beute. Bonn 1999. 240 S.

Die Großstädte sind Thema. Sie werden debattiert im Feuilleton wie im Wirtschaftsteil, unter dem Label der Kriminal- wie der Sozialpolitik, von Politikern und Journalisten und in den zuständigen

wissenschaftlichen Disziplinen sowieso. Dabei kommen sie vor als Brutstätten des Bösen wie als familiengerechte Themenparks, als Ghettos der Ausgegrenzten wie als Dienstleistungsmetropolen. Ziel des Soziologen Klaus Ronneberger und der Stadtplaner Stefan Lanz und Walter Jahn von der Stadtforschungsgruppe 'spacelab' ist es, diese verschiedenen Aspekte in ihrem Zusammenhang kritisch zu thematisieren. Stilistisch und inhaltlich an der Grenze zum Populärwissenschaftlichen angesiedelt, handelt es sich um den Versuch, diese Themen gerade auch einem außerwissenschaftlichen Publikum zugänglich zu machen. Die Autoren machen also Ernst mit dem von vielen kritischen Wissenschaftlern propagierten Eingreifen in aktuelle Debatten. Anhand einer Vielzahl von aktuellen Beispielen (aus Berlin, Frankfurt/M., München, Leipzig, Hamburg, Bremen u. a.) gelingt es den Autoren, verschiedene Tendenzen der Stadtentwicklung und der Kriminalpolitik darzustellen und mit Hilfe zahlreicher Belege in Zusammenhang mit der aktuellen Entwicklung des globalen Kapitalismus zu stellen.

Das Buch besteht aus vier Teilen: Im ersten Teil, „Ende der Ausbaustrecke“ betitelt, wird die Konkurrenz im Städtesystem, der Abbau des Sozialstaates im Unternehmen Stadt und das Verhältnis von Kernstadt zum Umland thematisiert. Danach wird unter der Überschrift „Vom Produktionsstandort zur Erlebnislandschaft“ die konsumgerechte Herrichtung der Innenstädte und die Rolle der Investoren dabei beleuchtet. Unter dem Titel „Law and Order in den Städten“ geht es im dritten Teil um die Debatten um Innere Sicherheit, öffentliche

Ordnung und Sauberkeit sowie um die Produktion von Sicherheits- und Moralpaniken, die die entsprechende Politik legitimieren. Im abschließenden Teil („Auf dem Weg zur neofeudalen Stadt“) wird schließlich die Politik in den Städten als urbaner Revanchismus behandelt sowie auf einige zu kurz greifende Kritiken an dieser Politik eingegangen. In einem dreiseitigen Schlußteil schließlich stellen sich die Autoren die Frage „Was also bleibt zu tun?“, wobei es angesichts der zuvor geschilderten Entwicklungen kein Zufall ist, daß ihnen dazu nicht allzuviel einfällt.

Das Buch stellt zum einen eine wissenschaftliche Untersuchung und zum anderen eine politische Stellungnahme zur Entwicklung der Großstädte dar. So sehr es im zweiten Aspekt, v. a. auf Grund der Fülle des bearbeiteten Materials, überzeugen kann, so sehr scheinen mir doch zum ersten Aspekt einige kritische Anmerkungen notwendig.

Die Absicht, ein allgemeinverständliches Buch zu schreiben, geht eindeutig zu Lasten der Exaktheit. Außerdem hinterläßt es den Leser mit dem Eindruck, daß irgendwie alles immer schlimmer wird, ohne daß die Ursachen dieser Entwicklungen wirklich herausgearbeitet wären. Statt der Erklärung steht die Skandalisierung im Vordergrund, was sich auf die Sprache und auf den Umgang mit Theorien auswirkt. Zunächst zur Sprache: Die macht an vielen Stellen zwar deutlich, daß die Autoren mit der jeweils beschriebenen Entwicklung nicht einverstanden sind, was sie daran allerdings stört, wird allzu oft nicht erklärt. Beispiele wären die Formulierungen, mit denen etwa die „schöne neue Arbeitswelt

der Münchner Industrie“ (17) angeprangert oder das „Technologie- und Rüstungskombinat Messerschmidt-Bölkow-Blohm“ (18) diffamiert werden sollen. Inwiefern das Arbeiten in der bayerischen Landeshauptstadt mit Huxleys distopischer Zukunftsvision oder MBB mit realsozialistischen Wirtschaftseinheiten etwas zu tun haben, bleibt unklar. Bedenklich wird die laxen Wortwahl, wenn Städte als handelnde Subjekte auftreten. Wenn die Rede davon ist, daß Frankfurt „einen Maßstabssprung in seiner Entwicklung vollzogen“ (25) hat oder es München gar gelang, einen „Boom zu verdauen“ (18), dann ist zumindest implizit abstrahiert von den konkreten Interessen, die da von den städtischen Eliten ins Werk gesetzt werden. Der Erfolg in der Konkurrenz der Städte erscheint so als Herzensanliegen ‘der Stadt’ mit allen ihren Bewohnern.

Auch beim Umgang mit Theorien geht das Bemühen um Allgemeinverständlichkeit mit zahlreichen Ungenauigkeiten einher. In dem Buch wimmelt es von Veratzstücken und Begrifflichkeiten aus verschiedenen beliebten sozialwissenschaftlichen Theoriegebäuden. Da geistern ‘sozialer Raum’ und ‘Dispositive’ durch die Seiten, es geht um Diskurse und Ideologien, es ist die Rede von der ‘westlichen Industriegesellschaft’ oder wahlweise auch von der ‘Dienstleistungs-’, der ‘Erlebnis-’, der ‘postindustriellen’ oder der ‘panoptischen Gesellschaft’ (wobei immer die bundesrepublikanische von 1999 gemeint ist), es wird der ‘Pluralisierung der Lebensstile’ ebenso das Wort geredet wie der ‘symbolischen Ökonomie’, dem ‘touristischen Blick’ oder dem ‘fordistischen

Klassenkompromiß', die Postmoderne darf nicht fehlen und im Schlußsatz wird gar das „Reich der Freiheit“ (218) bemüht. All diese Konzepte werden weder eingeführt noch diskutiert. Insgesamt trägt dieses beinahe babylonische Durcheinander bestenfalls zur Verwirrung bei, im schlimmsten Fall werden so aussagegelose Luftblasen produziert.

Ähnlich verhält es sich mit dem 'Raum', der am häufigsten in der Gestalt des 'sozialen Raums' vorkommt. Weil auch dieser Begriff nicht weiter eingeführt wird, geht seine Verwendung einher mit einigen Unklarheiten. Handelt es sich um den 'sozialen Raum' von Bourdieu (1994), also eine metaphorische Verwendung des Begriffes 'Raum', mit der soziale Ungleichheiten gemeint sind, die sich im physischen Raum zwar niederschlagen, mit ihm aber nicht identisch sind (Bourdieu 1991)? Oder ist ein 'sozialer Raum' gemeint, wie man ihn etwa bei Lefèbvre (1974) findet, d. h. ein physischer Raum, den sich Subjekte durch materielle Praxen aneignen? Für diese Variante spräche die Formulierung, daß durch die „medienwirksam geführten Debatten über Kriminalität, Verwahrlosung und Ghettobildung (...) der soziale Raum der Stadt (...) primär aus der Perspektive von Sicherheit und Ordnung thematisiert“ wird (9). Hier scheint es sich um einen physisch-materiellen Raum zu handeln, der ideologisch mit den genannten Bedeutungen aufgeladen wird. In die Richtung von 'Produktion des Raums' à la Lefèbvre oder Harvey (z. B. 1989) geht auch die Feststellung, daß „Räume keine neutralen Arenen“ (207) sind: „Sie existieren nicht per se, sondern werden durch konkur-

rierende Nutzungen und Symboliken immer wieder neu hergestellt“ (ebd.). An anderer Stelle hingegen identifizieren die Autoren (unter Bezugnahme auf Bourdieu 1991) „ein übergeordnetes Ziel der gegenwärtigen Kontrollpolitiken (darin,) die Hierarchisierung und Fragmentierung des sozialen Raums territorial zu fixieren“ (198). Hier ist der 'soziale Raum' also nicht materiell fixiert, das soll ja erst noch passieren. Ähnlich unklar bleiben Begriffe wie „Erlebnisraum“ (72), „multifunktionaler Raumtyp“ (93) oder „Entfaltungs- und Möglichkeitsraum“ (197). Natürlich kann man von den Autoren nicht eine ausführliche Diskussion diverser Raumbegriffe erwarten, und das gesteigerte Interesse eines Geographen daran mag auch einer gewissen déformation professionnelle entspringen. Trotzdem scheint mir bei dem derzeit beliebten exzessiven Rekurs auf den 'Raum' zumindest die Unterscheidung zwischen dem 'Raum' als etwas Physisch-Materiellem und als Metapher eine notwendige Voraussetzung, um ihn in für die Theoriebildung ebenso wie für politische Debatten fruchtbar zu machen (Belina 2000, Hard 1999, Smith/Katz 1992).

Damit nicht der Eindruck entsteht, es handle sich bei *Die Stadt als Beute* um eine große Ansammlung von Ungenauigkeiten, möchte ich noch einige Punkte anführen, die ich für wichtige Beiträge zur aktuellen Debatte halte. So betonen die Autoren im Abschnitt „This is not America“ (202ff.), daß es nicht darum gehen kann, einfach 'amerikanische Verhältnisse' zu prognostizieren. Vielmehr komme es darauf an, das Verhältnis von globaler Ökonomie und Stadt- bzw. Kriminalpolitik in den Groß-

städten im Rahmen der auf nationaler Ebene eingerichteten Verhältnisse zu thematisieren. Wichtig scheint mir auch die Betonung, daß die Idealisierung des öffentlichen Raums, dessen fortschreitende Privatisierung häufig kritisiert wird, „mit einem völlig reduzierten Verständnis des öffentlichen Raumes operiert (...), der als neutrale Arena einer vorbehaltlosen Konfrontation mit dem Fremden erscheint“ (206 f.). Zu Recht stellen sie fest, daß „eine positive Bezugnahme auf die Bürger-Stadt des 19. Jahrhunderts, deren extreme Klassengegensätze auch die Nutzung ihrer öffentlichen Räume strukturierten, (...) mehr als problematisch“ (208) ist. In eine ähnliche Richtung geht ihre Warnung, wachsende Armut und das Anziehen der Daumenschrauben in der Kriminalpolitik als Anlaß zur Glorifizierung des „‘goldenen Zeitalters’ des Wohlfahrtsstaates“ (216) zu nehmen, bei der gerne vergessen wird, daß „Frauen oder Migranten von Ansprüchen ausgeschlossen oder bei der Absicherung benachteiligt wurden“ (217).

Insgesamt scheint mir *Die Stadt als Beute* ein mit gewissen Abstrichen geglückter Versuch, einen Überblick über verschiedene Tendenzen in den bundesdeutschen Großstädten in den Bereichen der Wirtschafts-, Sozial-, Stadtentwicklungs- und Kriminalpolitik zu geben. Die Bedeutung des Buches liegt m. E. vor allem in der Zusammenstellung der zahlreichen Einzelbeispiele und der Zitate beteiligter Akteure. In ihrer Menge und Eindeutigkeit sollten diese

auch den Letzten davon überzeugen, daß Stadtforscher und politische Aktivisten, die mit den beschriebenen Entwicklungen nicht einverstanden sind, keinen verschwörungstheoretischen Hirngespinnsten anhängen, sondern daß es diese Entwicklungen selbst sind, die allen Anlaß zur Kritik geben.

Literatur:

- Belina, Bernd 2000: „Kriminalität“ und „Raum“. In: *Kriminologisches Journal* 2 (im Druck).
- Bourdieu, Pierre 1994: *Espace social et espace symbolique*. In: Ders.: *Raisons pratique*. Paris. S. 13-35.
- Bourdieu, Pierre 1991: *Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum*. In: Martin Wentz (Hg.): *Stadt-Räume*. Frankfurt/M. S. 25-34.
- Hard, Gerhard 1999: *Raumfragen*. In: Peter Meusburger (Hg.): *Handlungszentrierte Sozialgeographie*. (= *Erdkundliches Wissen*, Bd. 130) Stuttgart. S. 133-162.
- Harvey, David 1989: *The Condition of Postmodernity*. Oxford.
- Lefebvre, Henri 1974: *La Production de L'Espace*. Paris.
- Smith, Neil, Cindy Katz 1992: *Grounding Metaphor*. In: Michael Keith, Steve Pile (Hg.): *Place and the politics of identity*. London und New York. S. 67-83.

Bernd Belina

Sebastian Müller u. Rita A. Herrmann (Hg.) 1999: *Inszenierter Fortschritt – die Emscherregion und ihre Bauausstellung*. Bielefeld. 135 S.

---

1989 war die Internationale Bauausstellung (IBA) Emscher Park angetreten, den Strukturwandel im nördlichen Ruhrgebiet zu fördern. Mit den unterschiedlichsten Projekten sollte ein Beitrag zur ökologischen, ökonomischen, sozialen und städtebaulichen Modernisierung der Region geleistet werden. Dabei verstand sich die IBA immer auch als „Werkstatt für die Zukunft von Industrieregionen“ (IBA-Memorandum von 1996) und hatte damit den Anspruch formuliert, ein gesamtregionales Entwicklungsprogramm mit Modellcharakter für andere altindustrielle Regionen zu sein. Im Herbst 1999 ist die IBA zu Ende gegangen. Auf der Abschlußveranstaltung zog der ehemalige Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen und heutige Bundespräsident Rau eine geradezu enthusiastische Bilanz. Im Ruhrgebiet sei Zukunft gebaut worden. Die Menschen hätten einen neuen Stolz auf die Region und ein neues Heimatgefühl entwickelt, sie seien „Feuer und Flamme“ (so der Titel einer viel beachteten Ausstellung zur Geschichte des Ruhrgebiets im von der IBA ausgebauten und inzwischen berühmt gewordenen Oberhausener Gasometer) für das Revier.

Andernorts wird nüchterner Bilanz gezogen. So etwa in dem hier vorliegenden Buch, das 15 Aufsätze umfaßt und die unterschiedlichen Themenbereiche und Aufgabenfelder der IBA Emscher Park kritisch zu würdigen sucht.

Schon der Titel verspricht ein spezielles Programm: „Inszenierter Fortschritt“. Scheint hier nicht eine bestimmte Position der Autoren durch, die es ihrerseits zu hinterfragen gilt? Die IBA Emscher Park wird zwar mit „Fortschritt“ assoziiert, dies scheint aber kein richtiger zu sein, sondern ein irgendwie künstlich hergestellter, eben ein bloß „inszenierter“. Fortschritt findet zwar statt (ob er positiv oder negativ und nach welchen Kriterien überhaupt zu bewerten ist, bleibt dahingestellt), aber eben „inszeniert“, auf der Bühne, nicht im „richtigen“ Leben. Nach Meinung einiger Autoren des Buches ist der Fortschritt im Emscherraum eher für das Publikum arrangiert „denn (...) wirklich eingetreten oder gar nachhaltig“ (Umschlag-Text). Sie halten es weder für „theoretisch korrekt, noch regionalpolitisch zweckmäßig, wenn die Dimensionen einer ökonomischen und ökologischen Erneuerung der Region beliebig als Etikett vergeben werden“ (ebd.). Dem „Etikettenschwindel“ einer erfolgreichen Bewältigung des Strukturwandels im nördlichen Ruhrgebiet setzen sie ihre Alternativen entgegen:

Hermann Bömer entwickelt eine Alternativökonomie für einen „sozialökonomischen New Deal“ und eine Skizze eines Beschäftigungsprogramms für das Ruhrgebiet (35 f.). Klaus Kock zeigt auf, wie „soziale Innovation durch regionale Kooperation“ gelingen soll (43 f.). Manfred Walz zeichnet ein Konzept zur regionalen Rückgewinnung von Landschaft unter Einschluß künstlerischer Gestaltung (86 f.). Und Peter Apel umreißt Kriterien einer kinderfreundlichen Siedlung und einen Ansatz zur partizipativen Planung mit Kindern (124 f.)

Nun sind die Bemühungen um Alternativen zur herkömmlichen Planungspraxis und zur regionalen Strukturpolitik sicherlich diskussionswürdig. Nur sind sie nicht aussagekräftig, will man die Frage beantworten, wie die IBA als planungspolitisches Instrumentarium des Strukturwandels im Ruhrgebiet funktioniert. Erst recht bereitet die Konstruktion alternativer Vorstellungen keine geeignete Plattform zur Beurteilung der Frage, wie erfolgreich die IBA Emscher Park im nördlichen Revier gewirkt hat. Das Aufzeigen von Alternativen scheint mir in diesem Zusammenhang eher überflüssig und gehört daher sicherlich nicht zu den Stärken des Buches. Allerdings bieten die 15 Aufsätze auch eine Reihe von Argumenten, die eine Kritik der IBA Emscher Park deutlich besser fundieren.

Soll der Erfolg der Internationalen Bauausstellung nach den 10 Jahren ihrer Tätigkeit bilanziert werden, so kann dies im Vergleich mit den ursprünglich formulierten Zielen der IBA geschehen. Wie weit ist die ökologische, ökonomische, soziale und städtebauliche Erneuerung vorangekommen? Die Bilanz ist – folgt man den Autoren – ernüchternd, der Strukturwandel im nördlichen Ruhrgebiet wurde nicht geschafft.

„Gemessen an den Indikatoren Arbeitslosigkeit und Armut hat das Ruhrgebiet trotz der großen Anstrengungen auf dem Gebiet des Rückbaus der Montanindustrie sowie einer streckenweise vorbildlichen regionalen Strukturpolitik den Abstand zu den anderen Verdichtungsräumen nicht verringern können ... die Abkoppelung der Beschäftigungsentwicklung im Vergleich

zu den anderen Verdichtungsräumen in Westdeutschland (konnte) nicht verhindert“ (werden) (Bömer, 30). Deutlich wird der negative Abkoppelungstrend auch in der Wohnungswirtschaft. In den 90er Jahren lag die Wohnbautätigkeit im Ruhrgebiet insgesamt deutlich unter dem übrigen Nordrhein-Westfalen. Die Kommunen an der Emscher erreichten dabei nur die Hälfte des Wohnraumzuwachses wie er im Landesdurchschnitt anzutreffen ist. Dieser Trend ist nach Meinung des Autors unschwer als Zeichen für einen anhaltenden wirtschaftlichen Bedeutungsverlust der Region und für ihre mangelnde Attraktivität als Wohnstandort zu interpretieren (Müller, 92 f.).

Auch die ökologische Bilanz der Internationalen Bauausstellung Emscher Park in bezug auf die Freiflächenentwicklung im nördlichen Ruhrgebiet fällt nicht positiv aus. „Der Wiederaufbau von Landschaft (durch einzelne IBA-Projekte, J.B.) ging einher mit einer umfangreichen Freiraumvernichtung. Der gesamte Freiraum ist um fast 1.800 ha geschrumpft – als ob zwischen 1989 und 1997 im Emscherraum eine Stadt so groß wie Bergkamen mit seinen mehr als 40.000 EinwohnerInnen aus dem Boden gestampft worden wäre. Die IBA hat den Freiraum nicht nur nicht vermehrt, sondern noch nicht einmal verteidigt.“ (Häpke, 66)

Die Region als Ganzes befindet sich in bezug auf wesentliche Parameter in einem offensichtlich nicht aufzuhaltenden negativen Abkoppelungsmechanismus. Der IBA scheint es nicht gelungen zu sein, in den von ihr bearbeiteten Leitprojekten den insgesamt negativen Trend in der Regional-

entwicklung umkehren oder auch nur stoppen zu können. Stattdessen haben die IBA-Projekte ein Entwicklungsmuster verstärkt, das Markus Wissen mit einem Leopardenfell vergleicht (9 f., vgl. auch den Aufsatz von S. Krätke in diesem Heft). In den altindustriellen Rückzugsgebieten entstehen Inseln der Prosperität, die auf engstem Raum die Profilierung sozialräumlicher Gegensätze markieren. Neben Räumen des Wachstums, die eigenständige Entwicklungspfade einschlagen, entstehen große Teilregionen des ökonomischen, sozialen und ökologischen Niedergangs. Diese negative Entwicklung kann in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Planungsmodell gebracht werden, welches die IBA verkörpert. Thomas Rommelspacher (21 f.) stellt die „Planung durch Projekte“ als ein zentrales Element der IBA-Strategie heraus. Der systematische Projektbezug treibe die Fragmentierung der Region weiter voran. Er biete viele systematische Anreize für interkommunale Konkurrenz und begünstige eine Kirchturmspolitik, die regionale Konzepte und Interessen kurzfristigen lokalen Gewinnen unterordne. In einem derart fragmentierten Kräftefeld könne eine Strategie, die auf den Königsweg einer die Probleme zergliedernden Projektbearbeitung setze, kaum für sich beanspruchen, einer nachhaltig innovativen regionalen Strukturpolitik den Weg zu bereiten.

Nach 10 Jahren Projektlaufzeit können allerdings Zweifel aufkommen, ob die IBA Emscher Park dieses Ziel denn überhaupt je verfolgte. Markus Wissen erinnert daran, daß der Projektansatz mehr oder weniger die einzige Möglichkeit war, Strukturpoli-

tik überhaupt umzusetzen: „Die Kritik am Projektansatz verschließt sich (...) meist der Einsicht, daß erst das Fehlen eines struktur- und raumordnungspolitischen Konzepts es der IBA ermöglicht, überhaupt etwas zu bewirken. Mit anderen Worten: Der Verzicht auf politikfeld-übergreifende Planungen ist ebenso Ausdruck für die Begrenztheit der IBA wie Bedingung ihres Erfolgs (...). Es erlaubt ihr, als profilbildendes Element auch an einem Standort zu wirken, dessen dominanter Entwicklungsweg ihre eigene Programmatik konterkariert. Der kritische Impuls geht dabei zwar verloren, und die Vision eines qualitativen Entwicklungsmodells tritt in den Hintergrund. Gleichzeitig werden jedoch konzeptionell widersprüchliche Strategien von Regionalentwicklung politisch kompatibel gemacht. Die IBA erweist sich gewissermaßen als ‚vielseitig verwendbar‘.“ (15)

Die IBA scheint sich also aus gutem Grund auf das „Machbare“ in der Region konzentriert zu haben, wobei sie der Ausenwirkung, der symbolischen Bedeutung und der Bildersprache ihrer Projekte immer auch große Aufmerksamkeit schenkte. Nach 10 Jahren Internationaler Bauausstellung kann man zu der Auffassung gelangen, daß die IBA Emscher Park den materiellen Strukturwandel im nördlichen Ruhrgebiet nicht grundlegend fördern konnte. Sie hat vielmehr dem Betrachter neue Deutungen und Interpretationsmuster von Industriegeschichte und nachindustrieller Zukunft an die Hand gegeben – das ist nach Meinung des Rezensenten wohl das wesentliche Ergebnis, das dem hier besprochenen Buch entnommen werden kann. Wenn diese Strategie der IBA dennoch als „inszenierter

Fortschritt“ im oben diskutierten Sinn von einigen Autoren kritisiert wird, so wird von ihnen verkannt, daß die Aufgabe der IBA zu einem großen Teil als Identitäts- und Sinnarbeit für die Region – deren Vergangenheit sie abstreifen will und deren Zukunft noch nicht eindeutig bestimmbar ist – begriffen werden kann und daß selbst ein „inszenierter“ Fortschritt immer noch ein Fortschritt ist. Die Grenzen dieses Fortschritts aufzeigt zu haben, ist das Verdienst der in diesem Buch vertretenden Autoren.

Jörg Becker

Petra Voßebürger u. Andrea Weber: Planerischer Umgang mit Freizeitgroßprojekten. Bausteine zum Konfliktmanagement am Beispiel eines „Center Parcs“-Projektes. Dortmund 1998 (Dortmunder Beiträge zur Raumplanung 86). 185 S.

Die Freizeitindustrie hat sich in den vergangenen Jahrzehnten in einem rasanten Tempo zu einem stark expandierenden Industriezweig entwickelt, wobei in Mitteleuropa der Trend aktuell in Richtung auf Freizeit- und Erlebniswelten (mit dem Schwerpunkt im Bereich Kurzurlaub) geht. Auf diese Nachfrage hin konzipierte Anlagen zeichnen sich durch ein hohes Investitionsvolumen, hohe Kapitalintensität, Internationalisierung des Angebots und zumeist kurze Lebenszyklen aus. Auf der Suche nach neuen Standorten konfrontieren ent-

sprechende Freizeitgroßprojekte auch die Planung mit immer neuen Aufgaben, und eine Neuansiedlung ist i. d. R. von massiven öffentlichen Protesten begleitet. Diese Standortkonflikte im Vorfeld der Errichtung der flächenintensiven Freizeitgroßprojekte, die bevorzugt in landschaftlich reizvollen Regionen angesiedelt werden, sind der Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit von Voßebürger und Weber.

Die Autorinnen fokussieren dabei auf den Trendsetter für einen Angebotstyp, der in der wissenschaftlichen Diskussion unter der Bezeichnung ‚Ferienzentren der zweiten Generation‘ geführt wird: die Firma Center Parcs GmbH & Co. KG. Charakteristisch für diese Kategorie ist das Angebot eines aktivitäts- und erlebnisorientierten, durch in zentralen überdachten Komplexen neugeschaffene „Erlebniswelten“ witterungsunabhängigen Kurzurlaubs.

Auf der Basis von Literatur- und Fallstudien gehen die Autorinnen der Kernfrage nach: „Wie sollten Planungsprozesse umweltrelevanter Freizeitgroßprojekte gestaltet werden, damit eine für alle Beteiligte tragfähige Entscheidung über Standort und die Projektgestaltung gefunden werden kann?“ (11) Ausgehend von einer Diskussion gängiger Planungspraxis – wie sie in den drei behandelten Center-Park-Beispielen angewendet wurde – setzen sich Voßebürger und Weber zum Ziel, ein Mitwirkungsmodell zu entwickeln, „das sowohl der sachlich-inhaltlichen Dimension des Planungsgegenstandes als auch dem demokratischen Anspruch an Planung gerecht wird“ (ebd.). Die Arbeit richtet sich dabei in erster Linie an Planer aus Wissenschaft und Praxis.

Anhand eines zusammenfassenden Überblicks über die jüngeren Entwicklungen im Freizeitsektor werden zunächst die sozialen, ökonomischen und ökologischen Auswirkungen entsprechender Projekte kurz umrissen, um den planerischen Handlungsbedarf zu bestimmen. Als Informationsquelle dient hier die – wie auch die Autorinnen bemerken – nur lückenhaft vorhandene Sekundärliteratur, die zudem zu widersprüchlichen Aussagen kommt. Insgesamt wird jedoch von eher positiven Wirkungen in ökonomischer Hinsicht und negativen ökologischen Effekten (Wasserhaushalt, Flächen- und Energieverbrauch, Verkehrsbelastungen u. a.) ausgegangen. Gerechnet werden muss mit heftigen Auseinandersetzungen in der Öffentlichkeit der jeweiligen Standortgemeinde, die als eben dieser Konflikt zwischen Ökonomie und Ökologie formuliert werden. Anschließend vertiefen die Autorinnen diese Annahmen durch eine Darstellung und vergleichende Analyse dreier konfliktreicher konventioneller Center-Parcs-Planungsprozesse in Bispingen, Dahlem und Köselitz: Je Beispiel werden der Verfahrensablauf, also der Einsatz gängiger Planungsinstrumente wie z. B. Raumordnungsverfahren, Umweltverträglichkeitsprüfungen und Flächennutzungsplanung, die standörtlichen Gegebenheiten und aufgetretene öffentliche Konflikte herausgearbeitet.

Analogien ergaben sich hier sowohl in Bezug auf den zentralen Streitgegenstand – die Standortwahl und die damit verbundenen Eingriffe in Natur und Umwelt – als auch hinsichtlich der Akteure: Protestträger waren in allen drei Fällen Umweltschützer. Gemeinsames Moment ist ebenso die lange

Planungsdauer und –intensität. Den streng formalisierten konventionellen Planungsverläufen fehlt es an Kommunikationsprozessen, und die hohe Sach- und Ablaufkomplexität überfordert die beteiligten Akteure. Zwei der drei gewählten Beispiele wurden denn auch letztendlich durch gerichtliche Entscheidungen entschieden.

Eine vertiefende Fallstudie, der Planungsverlauf im Vorfeld der Errichtung des Center Parcs Köselitz in Sachsen-Anhalt, basiert auf ca. 13 Expertenleitfadengesprächen und bestätigt im wesentlichen die durch die Theoriediskussion gewonnenen Annahmen in bezug auf Ursachen und Konfliktverlauf. Gleichzeitig liefert die Untersuchung jedoch auch einige interessante Spezifizierungen: „Weder Gegner noch Befürworter negieren die Argumente der jeweiligen Gegenseite, sondern gewichten sie in der Abwägung unterschiedlich. Zentraler Streitgegenstand in den Auseinandersetzungen war die unterlassene Prüfung von Standortalternativen beim Raumordnungsverfahren und die damit verbundene Festlegung auf den vom Investor vorgegebenen Standort.“ (14)

Eine Konfliktentschärfung erhoffen sich die Autorinnen durch eine Integration alternativer Planungsansätze in die Planungsabläufe, deren Tendenzen im Mittelteil der Arbeit auf theoretischer Ebene diskutiert werden: Einschlägige Studien betonen mehr und mehr kooperative, partizipatorische und dialogische Elemente, die Integration ökologischer Zielvorstellungen sowie einzelfall- und projektbezogene Vorgehensweisen. Der Planer gilt dabei nicht mehr als Träger, sondern vor allem als Moderator von Entscheidungsprozessen.

sen, die von vielen Akteuren mitgestaltet werden. Aus der Diskussion der Fallbeispiele entwickeln die Autorinnen hypothetisch die normativen Grundsetzungen und Begründungen ihres „Mitwirkungsmodells“. Die schließlich entwickelten Leitlinien für den zukünftigen Umgang mit Freizeitgroßprojekten basieren daneben im wesentlichen auf subjektiven Äußerungen der interviewten Experten auf die Frage: „Wie müsste man vorgehen, um zu einer für alle Beteiligten tragfähigen Entscheidung über Standort und Projektgestaltung zu kommen?“ und werden ergänzt um die Hinweise aus der theoretischen Diskussion.

Das eigentliche „Mitwirkungsmodell für Planungsverfahren umweltrelevanter Freizeitgroßprojekte“ besteht aus drei Bausteinen, die „situations- und projektspezifisch flexibel modifiziert werden können“ (127): zum einen die Einrichtung einer ‚Regionalen Tourismuskonferenz‘ mit dem Ziel der Erarbeitung eines regionalen Ziel- und Handlungskonzeptes für den Freizeitbereich, zum anderen die Initiierung einer ‚Planungsbegleitenden Öffentlichkeitsarbeit‘. Den Kern der konzeptionellen Überlegungen stellt allerdings das Kapitel zur Umsetzung eines Instrumentes ‚Runder Tisch Standortwahl‘ dar. Detailliert werden hier Anregungen für die Strukturierung und Nutzung eines solchen Gremiums aufgezeigt.

Eine Bewertung der vorgeschlagenen Verfahren wird in der vorliegenden Arbeit nur hypothetisch – im Rahmen eines dokumentierten Expertenworkshops – vollzogen. Denn eine tatsächliche Evaluation könnte nur auf der Basis eines Vergleichs unterschiedlicher Verfahren, eines Modell-

versuches o. ä. stattfinden, da entsprechend kooperativ und dialogisch orientierte Instrumente noch nicht in der Freizeitplanungspraxis angewendet wurden.

So ist der Hauptverdienst der Autorinnen in einem weiteren Versuch zu sehen, der Planergemeinde Anregungen an die Hand zu geben, neuere in der theoretischen Diskussion entwickelte Ansätze in die Praxis einfließen zu lassen. Ihr Ausblick ist denn auch konsequent: „Das Mitwirkungsmodell ... stellt unsere Vision umweltverträglicher Planung und kooperativer Planungsprozesse dar ... Mit der vorliegenden Arbeit (soll) angeregt werden, das Konzept zu erproben, es zu modifizieren oder weiterzuentwickeln.“ (157)

Petra Dassau

Günter Meyer u. Andreas Thimm: Globalisierung und Lokalisierung. Netzwerke in der Dritten Welt. Mainz 1997 (Interdisziplinärer Arbeitskreis Dritte Welt. Veröffentlichungen, Bd. 12). 148 S.

Die vorliegende Sammlung von fünf Texten, die auf eine Tagung des Interdisziplinären Arbeitskreises Dritte Welt zurückgehen, stellt den Begriff des Netzwerkes und die damit verbundene Perspektive in die Betrachtung transnationaler Beziehungen vor dem Hintergrund der Globalisierungsprozesse ein. Die in den einzelnen Texten betrachteten Netzwerke sind dabei

von sehr unterschiedlicher Art. Unter dem Titel *Globalisierung und die Krise des Fordismus* (11-42) gibt W. Hein zunächst einen allgemeinen Überblick aus regulationstheoretischer Sicht. Demzufolge erweisen sich nationalstaatlich-fordistische Formen der Regulation als untauglich für die mit den Globalisierungsprozessen entstandenen Aufgaben und Probleme, ja sie erscheinen auf Dauer als nachteilig oder gar konfliktverschärfend. Dem entgegen setzt er Netzwerke als angemessene Form der postfordistischen Regulation. Als erste Anfänge solcher Netzwerkregulation sieht er die Rolle transnational vernetzter Nichtregierungsorganisationen auf dem Weg zu einer *global governance* in Zusammenarbeit mit der UN.

Als *Internationale Netzwerke im asiatisch-pazifischen Raum* (42-67) beschreiben J. Dosch und J. Faust Strukturen wie internationale Unternehmensstrukturen und ASEAN. Das Funktionieren solcher Strukturen als Netzwerke unterschiedlicher Organisationsformen jenseits nationalstaatlich institutionalisierter Regierungspolitik und vor allem deren Verflochtenheit auf personaler wie auf institutioneller Ebene werden als besonders wichtig für deren friedensstiftende und konfliktentschärfende Rolle dargestellt.

In bezug auf *Chinesen im Entwicklungsprozeß Südasiens* (69-87) verweist H. Buchholt zwar auf die historische Bedeutsamkeit von chinesischen Netzwerken auf der Grundlage gemeinsamer ethnischer Herkunft und gemeinsamer Werthaltungen für den andauernden ökonomischen Erfolg von Chinesen in Südostasien, doch warnt er zugleich vor überzogenen Verallgemeine-

rungen und einer Überschätzung der „Multifunktionalität und Omnipotenz chinesischer Netzwerke“ (82) im heutigen Kontext. Sowohl das soziale, politische und ökonomische Umfeld als auch das eigene Verhältnis der Akteure und Akteurinnen zu den Werthaltungen ihrer Gruppe sind Faktoren, die kontextspezifisch darüber entscheiden, wie bei der Bildung von Netzwerken auf ethnische und ethische Kategorien Bezug genommen und ob überhaupt auf vorhandene Netzwerke für ökonomische Tätigkeiten zurückgegriffen wird.

In seinem Aufsatz *A World Wide Web: Das religiöse Netzwerk der Familie Niass (Senegal)* (89-113) betrachtet R. Loimeier die Entstehung und Geschichte eines Netzwerkes, welches auf einen senegalesischen Sufi-Gelehrten zurückgeht. Religiös motiviert erstreckt sich dieses Netzwerk inzwischen über große Teile Westafrikas, der arabischen Welt und der USA. Loimeier erklärt die besondere Dynamik dadurch, daß sich das Netzwerk nicht bloß auf den Bereich des Religiösen beschränkt, sondern daß es zugleich wichtige soziale, politische und ökonomische Dimensionen hat. Das ideologische Gerüst bilden dabei die Interpretationen der Sufi-Traditionen, in deren Rahmen die Akteure und Akteurinnen ihre Position finden und eine gemeinsame *corporate identity* ausbilden können.

Der Text von A. Escher über *Syrische Netzwerke in Venezuela* (114-137) behandelt nicht nur Netzwerke in Venezuela, sondern auch deren Verbindung zu den Herkunftsregionen der Migranten und Migrantinnen in Syrien. Besondere Formen der Organisation wie z. B. Clubs und andere 'Netzknotten' spielen hier eine ebenso

wichtige Rolle wie die Aufrechterhaltung enger personaler und ökonomischer Beziehungen über Heiraten, Besuche und Investitionen im Herkunftsland, welche die Herkunftsorte zu räumlichen Fixpunkten globaler Netzwerke machen. Dabei wird den Globalisierungsprozessen eine stabilisierende Funktion für die Netzwerke zugeschrieben, die sich in der mehr als 100jährigen Migrationsgeschichte von Syrern in Venezuela bildeten und die im Laufe dieser Zeit je nach politischen, ökonomischen und kommunikativen Möglichkeiten von unterschiedlicher Dichte und Intensität waren.

Insgesamt bietet die Textsammlung einen schlaglichtartigen Einblick in ein breites Spektrum von Netzwerken, ihre Entwicklungen und Transformationen, ihre Funktionen in den Prozessen von Globalisierung und Lokalisierung sowie ihre zugrundeliegenden Prinzipien.

Die wichtigsten Ergebnisse werden thesenhaft im kurzen Vorwort (7-9) zusammengefasst und können wie folgt bilanziert werden:

- Netzwerke werden als Form der Strukturierung aufgefaßt, die der durch die Prozesse der Globalisierung stark erhöhten Komplexität gerecht werden können.
- Globale Akteure gibt es nicht nur im Bereich der Ökonomie, sondern auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen.
- Migration bedeutet nicht notwendigerweise Akkulturation, sondern erlaubt einerseits die Intensivierung kultureller Kontakte und andererseits, dank der heutigen Kommunikations- und Transportmöglichkeiten, engen Kontakt mit

den Herkunftsgesellschaften.

- Angesichts der Globalisierung ist der Spielraum nationaler Wirtschafts- und Sozialpolitik eingeschränkt und die Industrienationen können dem Wettbewerb mit ehemals unterentwickelten Ländern nicht ausweichen.
- Verstärkter Migrationsdruck wird auch als Teilhabe der wirtschaftlich zurückgebliebenen Länder an den gesellschaftlichen Globalisierungsprozessen gesehen.

Über diese Schlußfolgerungen hinaus ergeben sich aus den Texten jedoch weitere wichtige Aspekte, die als Anforderungen an die Aufgabenstellungen für zukünftige Forschungen formuliert werden müssen. Auf die drei wohl wichtigsten Punkte soll deshalb hier noch hingewiesen werden. Zum einen sind dies die Prozesse der Lokalisierung unter den Bedingungen der Globalisierung und die Rolle von Netzwerken darin. Dabei sind vor allem die Intensivierung lokaler Integration als lokaler Standortvorteil im Rahmen einer globalen Ökonomie (Hein), das Bemühen um lokale überschaubare Lebenswelten (Buchholt) und die Ortsgebundenheit von Migranten an Netzknoten genauso wie an Herkunftsorte, die zu räumlichen Fixpunkten von Netzwerken werden (Escher), zu nennen. Ein weiterer Punkt ist die Begründung und Aufrechterhaltung von Netzwerken nicht nur durch soziale, politische und ökonomische Beziehungen und Interessen, sondern durch den Bezug auf Ethos, Ethnos, Nation, Religion und andere kulturelle Formen. Insbesondere die drei Fallstudien von Buchholt, Loimeier und Escher verweisen auf das komplizierte Verhältnis von Netzerkbil-

dungen zu diesem Bereich. Der schlichte Verweis auf „kompatible Werte- und Einstellungsmuster“ (Dosch/Faust, 56) reicht zum Verstehen der Netzwerke und ihrer Dynamik nicht aus, sondern muß durch die detaillierte Untersuchung der praktischen Umsetzung und Transformation kultureller Formen in den Netzwerken und durch sie belegt und ergänzt werden. Die Betrachtung der Rolle kultureller Formen führt zu einem letzten interessanten Punkt. An einigen Stellen der Texte findet sich der Verweis auf Huntingtons These vom ‘Kampf der Kulturen’, ohne allerdings systematisch zum Gegenstand der Erörterung zu werden. Mag dieser Bezug vielleicht ein unterschwelliges Motiv der Tagung gewesen sein, so verdient diese These m. E. im Rahmen der Netzwerkforschung größere Beachtung. Die Hinwendung zum „Gewinnstreben von Menschen in Netzwerken und Netzwerkorganisationen [...], die zwischen den Kulturen und interkulturell agieren“ (135), wie sie Escher fordert, reicht hier nicht aus. Denn die Akteure und Akteurinnen in den Netzwerken agieren nicht nur ‘zwischen Kulturen’, sondern es sind kulturelle Formen Medium und Gegenstand strategischen Handelns und Manipulierens in Netzwerken und werden erst hierdurch zu reifizierten ‘Kulturen’, die als Ressource eingesetzt werden können – und als solche können sie auch in ‘interkulturellen’ Netzwerken eine enorme Sprengkraft erhalten.

Michael Dickhardt

Gerd Hennings u. Sebastian Müller (Hg.): *Kunstwelten. Künstliche Erlebniswelten und Planung*. Dortmund 1998. (Dortmunder Beiträge zur Raumplanung 85). 211 S.

---

Kino-Paläste, Musical-Halls und Mega-Malls, Urban Entertainment Center, Vergnügungsparks, neue Sportarenen und vieles mehr – die vielfältigen Ingredienzien des freizeitorientierten Umbaus der Stadtlanschaften sind weitgehend bekannt. Während die Liste möglicher Erscheinungs- und Nutzungsformen neuer künstlicher Erlebniswelten in den Städten nahezu endlos erscheint, ist die Zahl der bisher von der Stadt- und Regionalforschung hierzu vorgelegten Analysen leider noch sehr endlich. Zwar ist der Boom der Freizeitimmobilien von seiten der privaten Investoren längst zur renditeträchtigen Kapitalanlage genutzt worden. Und auch viele Stadtväter haben seit längerem schon den neuen Trend und die Nachfrage nach Freizeitimmobilien in ihren Planungsprojekten schwungvoll aufgegriffen. Jedoch fehlt es bislang noch an einer entsprechend intensiven und originellen wissenschaftlichen Beschäftigung und Analyse der inzwischen weit verbreiteten Phänomene. Um tatsächlich fundierte Aussagen über Ausmaß, Aufbau und Auswirkungen künstlicher Erlebniswelten auf Stadt und Region zu treffen, sind die GeographInnen und PlanerInnen an den Hochschulen noch sehr in der Bringschuld. Aus ebendiesen Gründen ist die von Gerd Hennings und Sebastian Müller herausgegebene Publikation eine willkommene Anregung, um sich dem Phäno-

men neuer „Kunstwelten“ in den Städten planerisch und geographisch zu nähern.

Was sind die Ziele der Herausgeber? Gelingt es ihnen im Zusammenwirken mit den Autoren, ein dichtes Bild der wirtschaftlichen und sozialen Realitäten sowie der Planungsprobleme künstlicher Erlebniswelten zu zeichnen? Der Sammelband basiert auf Referaten, die seit 1994 im Rahmen einer Vorlesung an der Fakultät für Raumplanung in Dortmund gehalten wurden. Entsprechend dieser Ausgangsvoraussetzung handelt es sich bei den Beiträgen nicht um ein eng geschnürtes Bündel direkt aufeinander bezogener Texte. Vielmehr haben die Veranstalter die Vorlesungsreihe als Chance genutzt, um in relativ loser Folge Beiträge anzuwerben, die das breite Themenspektrum möglicher künstlicher Erlebniswelten abdecken. Das Buch gibt Aufschluss über die sehr unterschiedlichen Formen neuer Kunstwelten. Die Vergleichbarkeit der Artikel ist nur schwerlich gegeben, legen doch die Autoren sehr unterschiedliche Gewichte und Maßstäbe bei der Beschreibung der von ihnen untersuchten Objekte an. Während zum Beispiel Ulrich Hatzfeld „Malls und Mega-Malls“ auf ihre lokale Verträglichkeit hin untersucht, vergleicht Gerda Breuer postmoderne Konsum- und Erlebniswelten mit dem Kaufhaus als Konsumpalast des 19. Jahrhunderts.

Wenn der Sammelband dennoch einen thematisch auf angenehme Weise geschlossenen Eindruck macht, so vielleicht deshalb, weil die meisten AutorInnen selbst Absolventen des Studienganges Raumplanung in Dortmund sind. Eine diffus im Hintergrund wirkende gemeinsame Per-

spektive, die sich aus der intellektuellen Sozialisation als RaumplanerIn ergibt, prägt den Charakter des Bandes. Daraus folgt dann auch, dass tatsächlich die planerische Perspektive, wie sie im Untertitel angedeutet wird, einen zentralen Fokus vieler Beiträge bildet.

Insgesamt ist der Sammelband jedoch weder ein Plädoyer für oder gegen die neuen Freizeitwelten. Diese werden weder stadtentwicklungspolitisch verteufelt noch als finanzielle Rettung eines jeden Stadtkämmerers in den Himmel gehoben. Obwohl gerade das Thema der Kommerzialisierung von Kultur-, Freizeit- und Konsumwelten ja in anderen Disziplinen zentraler Gegenstand auch durchaus ideologischer Debatten ist – ich erinnere nur an das Stichwort der Kulturindustrie – halten sich sowohl die meisten Autoren wie auch die Herausgeber mit einer abschließenden, pauschalen Beurteilung dieses neuen Trends in der Stadtentwicklung sehr zurück. Vielmehr betonen die beiden Herausgeber in ihrer Einleitung sehr „deutlich, daß alle diese Freizeitzentren erfordern, daß man sich zu jedem gesondert eine Meinung bildet. Jede dieser Einrichtungen hat ihre Spezifika, die im einzelnen untersucht werden müssen, um zu einer fairen Beurteilung durch Planung und Wirtschaftsförderung gelangen zu können“ (Hennings/Müller, S. 9). Dieser Aufruf zu einer individuellen Beurteilung einzelner Projekte scheint mir angesichts des Stands der Forschung eine sehr vernünftige Position zu sein. Und genau hierfür bietet der vorliegende Sammelband auch eine gute Grundlage – ist er doch eine interessante Publikation, die die vielfältigen empirischen Formen und kon-

zeptionellen Aspekte neuer Kunstwelten in ihrer schillernden Vielfalt und Individualität darstellt.

Ilse Helbrecht

Rolf Keim: Wohnungsmarkt und soziale Ungleichheit. Über die Entwicklung städtischer Polarisierungsprozesse. Basel u. a. 1999. 339 S.

Untersuchungen von Wohnungsmarkt und Wohnungspolitik sind in Deutschland gemeinhin eine eigenständige Sparte, getrennt von der Erforschung sozialräumlicher Entwicklungen. Keim hat es unternommen, beides in der Untersuchung der mittleren Großstadt Kassel zusammenzubringen. Gleichzeitig überprüft er mit vielfältigem statistischem Material die Gültigkeit der sog. Theorie von Wohnungs-Teilmärkten für die späten 60er Jahre – die Zeit der Vollbeschäftigung – und für die 80er Jahre – die Zeit der Umbruchkrise in eine neue Epoche „post-fordistischer“ Gesellschaftsentwicklung. Das ist ein bißchen viel auf einmal. Aber die Lektüre lohnt sich auch dort, wo Zusammenhänge nicht hergestellt werden: man bekommt mit, wie der Verfasser den sinkenden Erklärungswert einer Theorie realisiert, sie gerade aus diesem Grund sehr sorgfältig und differenziert empirisch prüft – dazu muß man sich in zwei Kapiteln durch viele Daten hindurchkämpfen – und schließlich einen anderen Ansatz findet, den er allerdings mit seinen

gegebenen Datensätzen nicht ausreichend untermauern kann.

Nach der Theorie der Wohnungs-Teilmärkte ist das Mietverhältnis eine gesellschaftlich überformte Wirtschaftsbeziehung. Lange Wohndauer bzw. geringe Mobilität lassen in dem von Mittelschichten besetzten Teilmarkt mittlerer Wohnungsqualität die persönliche Beziehung durchschlagen mit der Folge relativ niedriger Mieten für akzeptable Wohnungsqualität. In anderen Teilmärkten mit hoher Mobilität herrschen dagegen rein ökonomische Gesichtspunkte. Unter Bedingungen anhaltenden Wohnungsmangels führt dies zu hohen Mieten in den mobilen Oberschichts-Teilmärkten, die immerhin mit hoher Wohnungsqualität einhergeht, und zu relativ hohen Mieten für schlechte Wohnungen im Teilmarkt der Unterschichten, die zu Mobilität gezwungen sind. Letzteres ist dann fatal, wenn schlechte Wohnverhältnisse und hohe Mietbelastungen, also eigentlich eine ausbeuterische Beziehung, die ohnehin gegebene soziale Benachteiligung und Einkommensarmut noch vertiefen.

Diese Theorie, von Ipsen formuliert und für Mannheim (u. a. Ipsen 1983) und Kassel (u. a. Siebert 1983) empirisch bestätigt, setzt sich ab von der sog. Filtering-Theorie, nach der der Wohnungsmarkt zwar nach Wohnungsqualitäten und -alter gewissermaßen gleichlaufend mit der sozialen Hierarchie gestuft sei; Mobilität der Bewohner und die Gleichgewichtstendenz von Angebot und Nachfrage sorgten aber dafür, dass der ständige Neubau qualitativ hochstehender Wohnungen im sozialen „Oben“ den gesamten Markt in Bewegung halte, so dass durch Umzüge in jeweils qualitativ

bessere Wohnungen jede soziale Schicht von Verbesserungen „oben“ profitieren, ohne dies mit Einkommenseinbußen bezahlen zu müssen. Seit den 70er Jahren Basis bundesdeutscher Wohnungsbau- bzw. Wohnungsmodernisierungspolitik, wurde diese Theorie als theoretisch und empirisch realitätsfremd von den Sozialwissenschaften befehdet.

Auch Keim kritisiert sie scharf; ihm ist – wie den meisten Stadtsoziologen und vielen Sozialgeographen – die Teilmarkt-Theorie ersichtlich sympathisch. Nicht zuletzt deshalb ist seine Überprüfung mit amtlichen statistischen Daten peinlich genau; sie läuft nicht auf Bestätigung oder Wiederlegung hinaus, sondern auf die Frage: was von dieser Theorie läßt sich heute noch retten? Diese Genauigkeit ermattet etwas beim Lesen, zumal die Problematik der Aussagekraft amtlicher Daten (v. a. aus Wohnungszählungen) sehr genau reflektiert wird. Genauigkeit erweist sich aber z. B. als produktiv, wenn Mobilität – im Gegensatz zu bisherigen Untersuchungen – differenziert wird nach Wohndauer und Umzugshäufigkeiten. Wachsende Seßhaftigkeit auch in den Unterschichten geht demnach einher mit häufigen Umzügen einer kleinen Gruppe von Haushalten – eine Information, die von Durchschnittszahlen „geschluckt“ worden wäre. Die Beschränktheit amtlicher Daten wird aber auch hier offenbar: Wer diese hoch mobilen Unterschicht-Haushalte sind, bleibt im Dunkeln. Auch die häufigen Reflexionen der Aussagekraft von Daten erweisen sich als nützlich; die Modernisierungswelle in den 80er Jahren etwa hat den Indikator „Sanitärausstattung“ für Wohnungsqualität entwertet (praktisch alle

Wohnungen verfügen inzwischen über Bad und WC) – erklärungsmächtigere Dimensionen wie Lagegunst, Verkehrslärm, Instandhaltungszustand sind aber, wie Keim betont, nicht durch amtliche Daten fassbar. Die Vielfalt von Zahlen und Tabellen drückt also nicht Datenhuberei, sondern vielfältige Analyse aus. Die Lektüre wird dadurch natürlich nicht einfacher. Angesichts der Beschränkungen amtlicher Daten ergänzt Keim seine Befunde häufig durch andere Untersuchungen. Das hat immerhin den Vorteil des Blicks über den Kasseler Tellerrand hinaus auf die ganze Bundesrepublik.

In den beiden Kapiteln über Teilmärkte in Kassel werden sozialer Wohnungsbau und Eigentumssektor aus der Analyse ausgeschlossen, d. h. nicht als erklärende Variablen verwendet, nicht zuletzt weil an vorherige Untersuchungen angeknüpft wird, die diese ausschlossen. Aber das Wohnen von Unter- und v. a. in den 60er Jahren auch von Mittelschichten ist nun einmal stark von der Sozialwohnungs-Alternative beeinflusst; erst so wird das Analyse-Ergebnis zu den 60er Jahren in Kassel plausibel: im Widerspruch zur Teilmarkt-Theorie haben die Unterschichten in Kassel, mit seinen umfangreichen Sozialwohnungsbeständen, keine zu hohen Mieten für schlechte (freifinanzierte) Wohnungen gezahlt, sie wohnten allerdings überwiegend in qualitativ schlechten Wohnungen. Als benachteiligt in der Preis-Qualitäts-Relation erscheinen lediglich die mobilen Oberschichten, die für gute Wohnungen unverhältnismäßig viel zahlen mussten. Hier deutet sich schon Keims zentraler Befund an: niedrige Wohnungsqualität und niedrige

Mietpreise unterscheiden die Unterschichten deutlich von den Oberschichten. Die Trennungslinie entsteht aber nicht durch Teilmarkt-Mechanismen, sondern historisch: traditionell war die Stadt in Arbeiter- und (zunehmend) Ausländerviertel im industriell und verkehrsmäßig belasteten Norden und Osten, und in Mittel- und Oberschicht-Viertel im Westen geteilt. Der umfangreiche soziale Wohnungsbau im ganzen Stadtgebiet hat diese räumliche Segregation zwar durchlöchert, aber nicht aufgehoben – und zur Gegenwart hin stellt sie sich zunehmend wieder ein.

Zwischen die Überprüfung des Wohnungsmarkt-Materials aus den 60er und aus den 80er Jahren schiebt Keim ein Kapitel zur Theorie von Stadtentwicklung allgemein, die er am Beispiel Kassels konkretisiert. Seine Erläuterungen über die Krise der „fordistischen Stadt“, die mit der Entstehung eines neuen „Akkumulationsregimes“ einhergeht, und die sich verbindet mit vertieften gesellschaftlichen Spaltungen zwischen Gewinnern und Verlierern der freigesetzten Marktkräfte, bleiben sehr begrifflich. Sie dienen wohl eher der Selbstverständigung, der Erklärungswert der Begriffe für Wohnungsmarktentwicklung und für soziale Segregation wird nicht deutlich. Anschaulicher wird anschließend erklärt, wie auf den Trümmern des zu drei Vierteln zerstörten Kassel die „gegliederte und aufgelockerte“, mit neuem tertiärem Zentrum versehene, von Verkehrsschneisen durchzogene, von Eigenheimsiedlungen durchsetzte und von Sozialwohnungs-Trabantsiedlungen umgebene „fordistische Musterstadt“ entstand. Sie bot auch den Arbeitern der großen Industriebetriebe modernes

Wohnen mit gutem Standard und Teilhabe am Massenkonsum. Die Krise dieses Modells entstand, wie andernorts auch, aus De-Industrialisierung: ein Drittel der Industrie-Arbeitsplätze ging verloren, aber in Kassel gab es nur ein schwaches Wachstum moderner Dienstleistungen. Lediglich der Ausbau öffentlicher Einrichtungen, v. a. der Universität, minderte den Beschäftigungsabbau. Die Abwanderung Einkommensstärkerer ins Umland, das Zurückbleiben sozial Schwächerer (und die wachsende Zahl von Studenten) in der Kernstadt und die wachsende Belastung der Kommune mit sozialen Kosten erzeugte eine territoriale Form sozialer Polarisierung. In der Stadt *selbst* blieben aber die sozialen Unterschiede mäßig – soweit sie sich aus amtlichen Daten ablesen lassen. Abgerundet wird dieser Überblick mit einer Darstellung und Kritik nationaler und kommunaler Wohnungspolitik. Keim arbeitet sehr klar heraus, welche sozialen Folgen die politisch gewollte Freigabe von Marktmechanismen im Wohnungsbau hatte, und wie sich der Niedergang des sozialen Wohnungsbaus und die Förderung privater Wohnungsmodernisierung in unverhältnismäßigen Mietbelastungen gerade der Unterschichten niederschlugen. Seit dem (heute veralteten) Buch von Herlyn/Herlyn und neben der 1996 erschienenen „Soziologie des Wohnens“ von Häußermann und Siebel gab es in den letzten 20 Jahren keine so materialreiche, anschauliche und vor allem kompakte Darstellung der sozialen Implikationen von Wohnungspolitik. Keim bleibt freilich den Nachweis schuldig, dass und inwiefern Kassel für einen ganzen Typus mittlerer „postfordistischer“ Großstädte

stehe, in denen Beschäftigung, Wohnungsmarkt, soziale Lagen und Segregation sich gleichermaßen entwickelten.

Die folgende Untersuchung zur Teilmarkt-These für die 80er Jahre bleibt deutlich blasser, da Keim sich zur Überprüfung weitgehend auf die schon zuvor verwendeten Datensätze aus der amtlichen Statistik beschränkt. Er geht auch hier sehr sorgfältig vor; so werden etwa die Gebiets-einheiten entsprechend zwischenzeitlicher sozialer Veränderungen neu zugeordnet. Das Ergebnis der Überprüfung: Qualitätsmerkmale sind mittlerweile maßgebend für Mieten, Wohndauer spielt nur innerhalb, nicht zwischen Teilmärkten eine Rolle. Unterschichten bleiben zwar diskriminiert: sie zahlen gleich hohe Mieten für Wohnungen gleicher Ausstattung, aber schlechterer Lagegunst im Vergleich zu den Mittel- und Oberschichten. Ihre Benachteiligung in Lage und Quartiersausstattung wird aber mangels amtlicher Daten nicht mehr statistisch fassbar. Diese Einsicht nach einem sehr komplexen Material-Durchgang ist geeignet, die Beerdigung der Teilmarkt-Theorie einzuläuten. Zwar besteht noch ein Zusammenhang von Miete und Wohndauer – aber es gibt keine sozialen Teilmärkte mehr. Große Teilmarkt-Aggregate werden den Differenzierungen in den Unterschichten nicht mehr gerecht und können keine übergreifenden Wohnungsmarktentwicklungen mehr erklären. Unterschichten sind heute vielfältig aufgespalten. Sie sind teils seßhafter und wohnen damit mietgünstiger als mobile Gruppen derselben Schicht. Sie sind teils erwerbstätig, teils dauerarbeitslos; sie sind ethnisch gespalten; sie werden zunehmend in eigene Viertel abgedrängt,

die aber recht unterschiedlich geartet sind. Damit endet nach meinem Eindruck die über 200-jährige Geschichte der spezifischen „Arbeiter-Wohnungsfrage“ (Adolph Wagner), der Arbeiter-Wohnungsmarkt löst sich auf in einen „Flickenteppich verschiedener Preisbildungsprozesse“ (S. 295) und Wohnsituationen.

Dieser doch immerhin recht starke Schluß wird durch ein gelungenes Kapitel über Entwicklungen in je zwei Arbeiter-, Mittelschichts- und Oberschichtquartieren Kassels abgerundet. Der Übergang von der Teilmarkt-Analyse zur Untersuchung von Differenzierungen in und zwischen Vierteln ist theoretisch konsequent, kann aber empirisch nur teilweise unterbaut werden. Die großen Unterschiede in Wohnungsqualitäten und Mieten schwinden, Viertel der Seßhaften entstehen neben denjenigen der Mobilien. Hohe Mietpreis-Unterschiede finden sich in den ganz „bewegten“ Quartieren – hier in einem von Aufwertung und Abstieg zugleich gekennzeichneten Gründerzeit-Arbeiterviertel *und* in einer in neuerer Zeit kräftig ausgebauten Villenkolonie. Während die Umzüge von Mittel- und Oberschichten sich auf den ganzen Stadtraum und alle Teilmärkte beziehen, sind die Wanderungen von Unterschichts-Angehörigen mehrheitlich auf alte und neue Arbeiterquartiere beschränkt – nach Keim ein Hinweis auf ihre zunehmende „Einschließung“. Insgesamt: die Segregation zwischen Stadtvierteln wächst und wird zugleich kleinräumiger, und sozialer Ausschluß bahnt sich auch räumlich an.

Daraus ergeben sich zwei Schlüsse:

1. Die kleinteiligen sozialen Unterschiede lassen sich nicht mehr mit großen Ag-

gregaten erfassen. Nicht die großteiligen Markt-Analysen, sondern nur noch Gebiets- und Bereichs-Untersuchungen bilden Wohnungsmarktentwicklungen adäquat ab. Dem Auseinanderdriften sozialer Lagen in Großstädten kann nur noch mit Quartiers-Studien nachgespürt werden.

2. Die aus der Teilmarkt-Theorie abgeleitete Behauptung „sozialer Polarisierung“ erscheint für Keim zu grobschlächtig. Neben Differenzierungen in der Oberschicht treten wachsende Spaltungen in den Unterschichten hervor. Ihre besonders benachteiligten Gruppen sind sozialräumlich segregiert und sozial offenbar (hier fehlt es an Daten) definitiv abgestiegen. Seit Beginn der 90er Jahre bringt auch traditionell sozialdemokratische Kommunalpolitik keine Integration von Minderheiten mehr zustande. Der Arbeitsmarkt schließlich erzeugt wachsende Gruppen Ausgeschlossener. Diesen Prozeß der sozialen, politischen und räumlichen Abtrennung einzelner Unterschichtgruppen bezeichnet Keim als „Peripherisierung“, die zu verstehen einen neuen Theorieansatz erforderte.

Während ersteres aus der Vielfalt der aufgearbeiteten Daten belegt wird, fehlt es für letzteres an empirischem Material und an synthetischer Arbeit. Marginalisierung auf dem Wohnungs- und Arbeitsmarkt lässt sich zwar nach „Unterklassen“-Thesen durchbuchstabieren – aber ihre Zusammenhänge mit lokaler Politik sind für Kassel wie für andere deutsche Städte nicht geklärt. Und die räumliche Komponente lässt sich mit amtlichen Daten, auf denen Keims

Arbeit basiert, immer weniger fassen. Insofern belegt das Buch zwar sehr sorgfältig das Veralten einer großräumigen Theorie und führt einen neuen Anspruch auf theoriegeleitete Forschung ins Feld, kann den aber nicht einlösen – nicht mit dem gegebenen empirischen Material, und nicht auf der Basis einer Fallstudie.

## Literatur

- Häußermann, Hartmut, Walter Siebel 1996: Soziologie des Wohnens. Weinheim, München.
- Herlyn, Ingrid, Ulfert Herlyn 1983: Wohnverhältnisse in der Bundesrepublik. Frankfurt/ M., New York (2. Auflage).
- Ipsen, Detlev 1983: Segregation, Mobilität und die Chancen auf dem Wohnungsmarkt. In: Volker Roscher (Hg.): Wohnen. Hamburg, S. 55-82.
- Siebert, Eberhard 1983: Wohnungsteilmärkte als Grundlage der Stadtentwicklungsplanung. In: Detlev Ipsen, Christine Mussel (Hg.): Kommunale Wohnungspolitik. Kassel. S. 24-59.

Rainer Neef

# Zeitschriftenrevue

## **Berichte zur deutschen Landeskunde**

ISSN 0005-9099

73. Band, Heft 2/3, 1999

Manfred J. Müller: Genese und Entwicklung schleswig-holsteinischer Binnendünen. S. 129-150.

Harro Stolpe, Ute Obel: Ökologische Probleme des Containertransports. S. 151-164.

Helmut Nuhn: Konzentrationsprozesse in der Milchwirtschaft Norddeutschlands – Wirtschaftsäumliche Grundlagen und Auswirkungen. S. 165-190.

Rainer Krüger: Regionalisierung in Niedersachsen – Entwicklungsansätze für den Nordwesten. S. 191-215.

Rainer Danielzyk, Claus-Christian Wiegandt: Das Emsland – „Auffangraum“ für problematische Großprojekte oder „Erfolgsstory“ im ländlich-peripheren Raum? S. 217-244.

Gerhard Bahrenberg: Bremen: Stadt – Stadtregion – Regionalstadt. S. 245-267.

Götz von Rohr: Hamburg als Metropole und Welthafen in seiner regionalen Dynamik – kann Norddeutschland als ganzes davon profitieren? S. 269-290.

Wolfgang Taubmann: Die Entwicklung der Bremischen Häfen unter dem globalen Wettbewerbsdruck. S. 291-314.

Axel Prieb: Kiel-Hörn – Strukturwandel eines innerstädtischen Hafensbereichs. S. 315-331.

73. Band, Heft 4, 1999

Joachim Alexander: Luftreinhalte in Deutschland: Emissions- und Immissionsentwicklung seit 1970. S. 365-379.

Gerhard Ongyerth: Geographische Informationssysteme in der städtebaulichen Denkmalpflege in Bayern. S. 381-406.

## **Cartographica Helvetica**

ISSN 1015-8480

21, 2000

Arthur Dürst: Der Atlas Suworow. S. 3-16

Anna-Dorothee von den Brincken: Das Weltbild des irischen Seefahrer-Heiligen Brendan in der Sicht des 12. Jahrhunderts. S.17-21

Peter H. Meurer: Mitteleuropäische Ordenskarten aus dem 17. und 18. Jahrhundert. S. 23-34

Ingrid Kretschmer: Naturnahe Farben kontra Farbhypsometrie. S. 39-48

## **Cornelsen Aktuelle Landkarte**

7/99

Christian-M. Ernst: Bundeshauptstadt Berlin.

8/99

Dieter Böhm: China: 50 Jahre Volksrepublik – aus Wirren zur Weltmacht.

9/99

Peter Fischer, Armin March: Das Kosovo – von der „Wiege der serbischen Nation“ zum UNO-Protectorat.

10/99

Eberhard Schallhorn: Globalisierung: Wirtschaft ohne Grenzen?

1/2000

Peter Fischer, Ulrich March, Tanja Schridde: Eine Welt – 192 Staaten.

2/2000

Hans-Peter Konopka: Ostafrika.

3/2000

Gerhard Popp: Luftverkehr im ständigen Aufwind.

## **Erdkunde**

ISSN 0014-0015

1999, Bd.53/1

Wolfgang Zierhofer: Geographie der Hybriden. S. 1- 13.

Jürgen Bähr, Günter Mertins: Die Auswirkungen von Wirtschaftskrise und Wirtschaftsreformen auf das Wanderungsverhalten in Kuba. S. 14-34.

Hiltrud Herbers: Wasser als kritischer Faktor der Ernährungssicherung. Über die Bedeutung eines essentiellen Lebensmittels. S. 35-47.

Brigitta Schütt, Roland Baumhauer: Holozäner Klimawandel im Becken der Laguna de Gallocanta (Iberisches Randgebirge). S. 48-64.

1999, Bd. 53/2

Michael Richter, Hartmut Pfeifer, Thomas Frickert: Differences in exposure and altitudinal limits as climatic indicators in a profile from Western Himalaya to Tian Shan. S. 89-107.

Dirk Wollesen, Lorenz King, Jiang Tong, Chien Jiaqi: Potentielle Steuergrößen für das Klima Ostchinas (Sea Surface Temperature, Southern Oscillation, El Niño, Sonnenaktivität). S. 108-118.

Hilmar Schröder: Vergleichende Periglazialmorphologie im Sommerregengebiet der Atacama. S. 119-135.

Ekkehard Schunke: Zur Periglaziären Morphodynamik auf den Aleuten, SW-Alaska. S. 136-149.

Urban Lindgren: Simulating the long-term labour market effects of an industrial investment. A micro-simulation approach. S. 150-162.

1999, Bd. 53/3

Sabine Henning: Foreign-born Germans in the United States: where are they migrating and why? S. 177-190.

J. Anthony Hellen: Temporary settlements and transient populations. The legacy of Britain's prisoner of war camps. 1940-1948. S. 191-219.

Konrad Rögner, Werner Smykatz-Kloss, Ludwig Zöller: Oberpleistozäne paläoklimatische Veränderungen im Zentral-Sinai (Ägypten). S. 220-230.

Dieter Klaus, Ernesto Jauregui, Andrea Poth, Gotthard Stein, Max Voss: Regular circulation structures in the tropical basin of Mexico City as a consequence of the urban heat island effect. S. 231-243.

1999, Bd. 53/4

Karl Vorlaufer: Bali – Massentourismus und nachhaltige Entwicklung: die sozio-ökonomische Dimension. S. 273-301.

Christian Berndt: Institutionen, Regulation und Geographie. S. 302-316.

Markus Hesse: Die Logik der kurzen Wege: räumliche Mobilität und Verkehr als Gegenstand der Stadtforschung. S. 317-329.

Gerwin Kasparek: Neophytie unter arealkundlichen und standortökologischen Aspekten, dargestellt an einer Fallstudie aus dem Flußgebiet Eifel-Rur/Westdeutschland. S. 330-348.

2000, Bd. 54/1

Ralph Jätzold: Semiarid regions of the boreal zone as demonstrated in the Yukon Basin. S. 1-19.

Wilhelm Lauer, M. Daud Rafiqpoor: Páramo de Papallacta – A physiogeographical map 1:50,000 of the area around the Antisana. S. 20-33.

Georg Miehe, Sabine Miehe: Comparative high mountain research on the treeline ecotone under human impact. Carl Troll's „Asymmetrical Zonation of the Humid Vegetation Types of the World“ of 1948 reconsidered. S. 34-50.

Boris A. Alekseev, Genady N. Golubev: The world's landscape system and its change. S. 51-61.

Heinz Wanner, Hanspeter Holzhausen, Christian Pfister, Heinz Zumbühl: Interannual to century scale climate variability in the European Alps. S. 62-69.

Peter Höllermann: The impact of fire in Canarian ecosystems 1983-1998. S. 70-75.

William T. W. Morgan: The ethnic geo-

graphy of Kenya on the eve of independence: the 1962 census. S. 76-87.

## **Geographica Helvetica**

ISSN 0016-7312

Heft 2, 1999

Stéphane Callens, Valérie November, Florence Rudolf: Introduction. From an Aspiration for Progress to the Notion of Sustainable Development. S. 71-72.

Edwin Zaccai: Sustainable Development: Characteristics and interpretations. S. 73-80.

Reiner Keller: Le développement durable dans la société du risque: le cas allemand. S. 81-89.

Serge Latouche: La „double imposture“ du développement durable. S. 90-96.

Bernard Kalaora: Global Expert: the Religion of Words. S. 97-104.

Lucien Chabason: The Concept of Sustainable Development in the Mediterranean: Emergence and Recurrence. S. 105-112.

Michèle André, Karine Bachmann, Julie Barbey, Larissa Delatena: Le développement durable en question: synthèse des débats. S. 113-115.

## **geographie heute**

ISSN 0721-8400

Heft 173, September 1999

Adalberto Vallega: Das Weltmeer im 21. Jahrhundert. S. 2-7.

Ingrid Gießübel-Weiß: Vom Fisch zum Stäbchen. Struktur und Probleme der

- Fischereiwirtschaft. S. 10-13.
- Ingrid Gießübel-Weiß: Gebirge unter dem Meer. Genese und Ausprägung des untermeerischen Reliefs. S. 14-17.
- Hans-Peter Konopka: Expeditionen ins Reich der ewigen Finsternis. S. 18-22.
- Heinz Günter Buske: Wasserschichtung und Vertikalaustausch. Experimente zur Bildung und Wirkung der Sprungschicht in der Ostsee. S. 23-25.
- Ulrike-Petra Neumann-Mayer: Plankton. Die Wiesen des Meeres. S. 26-29.
- Ullrich Börner: Korallen und Mangroven in Gefahr! Zerstörung der marinen Ökosysteme in den Küstenzonen der Philippinen. S. 30-35.
- Wolfgang Hassenpflug, Wilfried D. John: Ozean und Klima. Satellitenbilder machen Unsichtbares sichtbar. S. 36-41.
- Werner Klohn: Die Milchwirtschaft in Deutschland. Aktuelle Strukturen und Entwicklungen. S. 42-45.
- Heft 174, Oktober 1999
- Wulf Habrich: Umweltbildung. Bildung für eine nachhaltige Entwicklung. S. 2-6.
- Ingrid Gießübel-Weiß: Die Kokospalme. Baum des Elends – Baum der Hoffnung. S. 8-11.
- Karl-Heinz Otto, Hermann Schrand: Schule und Müll. Umwelterziehung vor Ort. S. 12-13.
- Michael Hemmer: Naturerlebnisspiele. Naturerfahrungen mit allen Sinnen. S. 14-17.
- Thomas Breitbach: Mit Kondensstreifen den Jets auf der Spur. Erfassung von Umweltschäden mit Hilfe von Satellitenbildern. S. 18-21.
- Gertrud Wolf, Petra Sauerborn: Umwelt ist da, wo ich lebe. Ein ökologischer Lehrpfad in der eignen Stadt. S. 22-25.
- Henning Grabowski. Nationalparks in den USA. Im Zielkonflikt zwischen Naturschutz und Tourismus. S. 26-31.
- Günther Haller: Der Nationalpark Bayerischer Wald. Ein Ort für Umwelterziehung? S. 32-36.
- Birgit Beier: Trinkwasser in Gefahr! Schüler entwerfen ein Schutzkonzept für den Landkreis „Trübhausen“. S. 37-41.
- Heft 175, November 1999
- Eberhard Kroß: Bevölkerung aktuell. S. 2-7.
- Angela Betting, Jutta Pohl: Nur ein Mädchen ... Keine Entwicklung ohne Frauen. S. 8-11.
- Eberhard Kroß: Kommt die Katastrophe? Die Weltbevölkerungsprojektionen der Vereinten Nationen. S. 12-15.
- Jos Schnurer: Migration – Problem oder Chance? Die Zuwanderung nach Europa. S. 16-19.
- Jamill Sabbagh: Land der Kinder. Bevölkerungsentwicklung und Zukunftsperspektiven in den palästinensischen Gebieten. S. 20-23.
- Wolfgang Weiß: Land ohne Kinder? Bevölkerungsgeographische Aspekte der „Wende“ in Ostdeutschland. S. 24-27.
- Simone Wiegel: AIDS in Afrika. Soziale und wirtschaftliche Auswirkungen am Beispiel Simbabwe. S. 28-31.
- Thomas Hoffmann: Mädchen unerwünscht. Asien – in Zukunft ein Kontinent der Männer? S. 32-35.
- Albert Seidl, Helmut Schrettenbrunner: Bevölkerungsentwicklung am Computer. Software für den Erdkundeunterricht. S. 36-39.

- Jamil Sabbgh: Erdbeben in der Türkei. Ursachen, Auswirkungen und ein Hilfsprojekt. S. 40-41.
- Heft 176, Dezember 1999
- Wolfgang Fraedrich: Der Weltraum. Faszination und Forschung. S. 2-7
- Sabine Groß: Das Jahreszeitenmodell. Einfach herzustellen – leichte Handhabung – hohe Anschaulichkeit. S. 10-11.
- Martin Henkel: Das Dosenplanetarium. Schüler erforschen den nördlichen Sternhimmel im Klassenraum. S. 12-15.
- Petra Sauerborn, Gertrud Wolf: Unendliche Weiten ...? Distanzen und Größenverhältnisse in unserem Sonnensystem. S. 16-19.
- Wolfgang Fraedrich: Mit dem Internet ins All. Eine virtuelle „Europa-Reise“. S. 20-23.
- Arnold Zenkert: Die Licht-Schattengrenze auf der Erde. Mathematische Geographie leicht gemacht. S. 24-27.
- Jos Schnurer: Der Mars. Eine zweite Erde? S. 28-31.
- Karl-Heinz Otto: Ein Blick bis ans Ende des Universums? Großteleskope in der chilenischen Atacama-Wüste. S. 32-35.
- May-Britt Förster, Julika Riegert: Asteroiden – Metallressourcen der Zukunft? Über die Chancen, Edelmetalle schon bald aus der Tiefe des Weltalls zu holen. S. 36-40.
- Christine Heid: Silvester 2000. Der Jahreswechsel in den 24 Zeitzonen. S. 42-43.
- Heinz Götde: Macao. 20. Dezember 1999: Zurück nach China. S. 44-47.
- Heft 177, Januar 2000
- Alfred Pletsch: Frankreich. Ein „starkes Stück“ Europa. S. 2-7.
- Herbert Wetzler: Landwirtschaft in Frankreich. Die prägende Kraft des Agrarsektors. S. 8-11.
- Ulrich Theißen: Von der Kohle zum Atomstrom. Frankreichs Energieversorgung. S. 12-15.
- Udo Kempf: Vom Zentralismus zum Regionalismus? Frankreichs zögerliche Abkehr vom Zentralstaat. S. 16-19.
- Olaf Kühn: Frankreichbild – Deutschlandbild. Wie sehen wir Frankreich? Wie sehen Franzosen Deutschland? S. 20-21.
- Silvia Walz: High Speed 2010. Mit TGV, ICE und ETR quer durch Europa. S. 22.
- Olivier Mentz: Tourismus in Frankreich. Wir bereiten eine Touristikmesse vor! S. 29-33.
- Bernhard Mohr: Das Elsass. Grenzüberschreitende Zusammenarbeit am Oberrhein. S. 34-38.
- Hartwig Haubrich: Paris hat viele Gesichter. S. 39-43.
- Heft 178, März 2000
- Johann-Bernhard Haversath, Wilhelm Pleiner: Polen – Tschechien – Ungarn: Terrae incognitae? Das neue Gesicht Ostmitteleuropas. S. 2-7.
- Helga Schlimme: Ländliches Polen. Mit Pferd und Traktor in die Europäische Union? S. 8-11.
- Gerhard Voigt, Marek Dutkowski: Werften an der polnischen Ostseeküste. Eine Schlüsselindustrie im Transformationsprozeß. S. 12-15.
- Ludek Sykora: Prag nach 1990. Neue Impulse für die Stadtentwicklung. S. 16- 20.
- Ivan Bicik: Transformation der Landwirtschaft Tschechiens. Wechsel von einem Subventionssystem ins andere? S. 22-25.

Stanislav Burachovic: Karlsbad. Der berühmteste Kurort Böhmens. S. 26-28.

Johann-Bernhard Haversath: Zwischen Reiseprospekt und Realität. Ungarns Nordosten. S. 30-33.

Volker Albrecht: Ungarn. Vom Zusammenbruch traditioneller Industriezweige zur global orientierten Reindustrialisierung. S. 34-38.

Werner Wallert: Stadtgeographische Exkursion Krakau. S. 39-41.

Heft 178, April 2000

Wolfgang Taubmann: Der Arbeitsmarkt. Entwicklungen, Probleme, Perspektiven. S. 2-7.

Christine Wenzel, Ulrike-Petra Neumann-Mayer: Einstiege zum Thema „Arbeit“. Sprüche/Was ist deine Meinung? S. 8-9.

Ulrike-Petra Neumann-Mayer: Die Betriebs erkundung. Schüler lernen die Arbeitswelt kennen. S.10-11.

Barbara Zahn: Wenn Kinder arbeiten... Anstöße zum Lernbereich „Eine Welt“ in der Grundschule. S. 12-16.

Gertrud Wolf, Petra Sauerborn: Frauenerwerbstätigkeit in Europa. Wie weit fortgeschritten ist die Gleichberechtigung? S. 17-21.

Christine Heid: Jugend sucht Arbeit! Jugendarbeitslosigkeit – ein Problem des beginnenden Jahrtausends. S. 22-25.

Susanne Tebroke: Hat Arbeit Zukunft? Modelle zur Gestaltung zukünftiger (Erwerbs)tätigkeiten. S. 26-31.

Oedzge Atzema, Johan Borchert: Der niederländische Arbeitsmarkt. Schlechter als sein Ruf. S. 32-35.

Hans-Ulrich Brautzsch: Die Arbeitsmarkt-

situation in Ostdeutschland. Zwischen Arbeitslosigkeit und ABM. S. 36-41.

## **Geographie und Schule**

ISSN 0171-8649

21. Jahrgang, Heft 120, August 1999

Ulrich Saint-Paul: Aktuelle Fragen der marinen Ökosystemforschung. S. 2-6

Ulrich V. Bathmann: Ozeane – marine Organismen und der globale Kohlenstoffkreislauf. S. 7-11

Günther Nausch, Karin Lochte: Der Stoffhaushalt der Ostsee – natürliche und anthropogene Einflüsse. S.12-20

Manfred J. Müller: Marine Ökosysteme – kein Thema für den Geographieunterricht? S. 21-25

21. Jahrgang, Heft 121, Oktober 1999

Dieter Börsch: Ein Wirtschaftsraum im Wandel – zum Beispiel Bendorf am Rhein. S. 2-19

Ulrich Jürgens. Alte und neue Disparitäten in Südafrika. S. 20-29

Volker Kaminske: Standortentscheidungen im Einzelhandel – Allokationsvorgänge am Beispiel von SB-, Super- und Fachmärkten. S. 30-34

21. Jahrgang, Heft 122, Dezember 1999

Dieter Klaus: Globalisierung. Ursachen, Wirkungen und Kontrollmechanismen. S. 2-10.

Elmar Kulke: Räumliche Aspekte der wirtschaftlichen Globalisierung. S. 10-15.

Helmut Nuhn: Fusionsfieber – Neuorganisationen der Produktion in Zeiten der

- Globalisierung. S. 16-22.
- Javier Revilla Diez: Das Wachstumsdreieck Singapur, Johor und Riau Islands zwischen Globalisierung und Regionalisierung. S. 22-27.
- Dieter Klaus: Auswirkungen der Globalisierung auf die Umwelt. S. 27-32.
22. Jahrgang, Heft 123, Februar 2000
- Heiner Barsch: Landschaftsplanung – Möglichkeiten und Grenzen. S. 2-11.
- Olaf Bastian: Leitbilder – das Patentrezept für die Landschaftsplanung? S. 12-22.
- Christoph Riebenstahl, Einhard Schmidt-Kallert: Zum Problem der Landschaftsbewertung. S. 23-27.
- Martina Schimmelmann: Landschaftsplan Rhinow. S. 28-33.
- Europa Regional**  
ISSN 0943-7142
7. Jahrgang, 03/99
- Rainer Lukhau: Umweltorientierte Agrarstrukturpolitik in Deutschland. Die Entwicklung der ökologischen Landwirtschaft. S. 2-15.
- Jörg Maier, Frank Obermaier: Der Grenzraum als Experimentierfeld. Regionale Entwicklungskonzepte für Sonneberg-Neustadt bei Coburg als Grundlage für regionale Wirtschaftsimpulse und als Hilfe zu einem besseren gegenseitigen Verständnis. S. 16-22.
- Frank Dieter Grimm: Strukturen, Beziehungen und Perspektiven des ostmitteleuropäischen Verdichtungsbandes Sachsen-Schlesien-Südostpolen-Westukraine. S. 23-36.
- Vera Denzer, Luise Grundmann: Das Graphische Viertel – ein citynahes Mischgebiet der Stadt Leipzig im Transformationsprozeß – vom Druckgewerbe- zum Bürostandort. S. 37-50 .
7. Jahrgang, 04/99
- Cay Lienau: Ostmakedonien-Thrakien in Griechenland: Entwicklungsprobleme und Entwicklungschancen eines europäischen Peripherraumes. S. 2-13.
- Kerstin Manz: Quedlinburg – Auswirkungen des Status als UNESCO-Weltkulturerbe auf die Stadtentwicklung. S. 14-22.
- Herbert Büschenfeld: Wirtschaftliche Transformationsprozesse in den Nachbarstaaten Jugoslawiens. S. 23-38.
- Joachim Burdack, Kerstin Manz: Frankreich: Bevölkerungsentwicklung in den neunziger Jahren. Erste Ergebnisse der Volkszählung 1999. S. 39-44.